



1878

Erzählungen

Luise Büchner

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: <https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Büchner, Luise, "Erzählungen" (1878). *Prose Fiction*. 15.
<https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/15>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu.

Luise Büchner

Erzählungen

Luise Büchner: Erzählungen

Ein Dichter:

Entstanden: In der ersten Hälfte der 1860er Jahre. Der Titel stammt von Ludwig Büchner.

Erstdruck: In: Nachgelassene belletristische und vermischte Schriften, 1. Band, Frankfurt am Main (J. D. Sauerländer) 1878.

Der Matrose vom Alabama:

Erstdruck: In: Nachgelassene belletristische und vermischte Schriften, 1. Band, Frankfurt am Main (J. D. Sauerländer) 1878.

Der kleine Vagabund:

Erstdruck: In: Nachgelassene belletristische und vermischte Schriften, 1. Band, Frankfurt am Main (J. D. Sauerländer) 1878.

Die Fee von Argouges:

Erstdruck: In: Nachgelassene belletristische und vermischte Schriften, 1. Band, Frankfurt am Main (J. D. Sauerländer) 1878.

Textgrundlage ist die Ausgabe:

Luise Büchner: Nachgelassene belletristische und vermischte Schriften in zwei Bänden, Frankfurt a.M.: J. D. Sauerländer, 1878.

Die Paginierung obiger Ausgabe wird hier als Marginalie zeilengenau mitgeführt.

Inhalt

Ein Dichter	4
Der Matrose vom Alabama	65
Der kleine Vagabund	81
Die Fee von Argouges	107

Ein Dichter

Novellen-Fragment

I

Die junge Frau saß an dem epheumrankten Fenster ihres Wohnzimmers und schaute die Straße hinauf nach der Gegend, von wo sie ihren Gatten, dem sie erst seit Wochen angetraut war, erwartete. Aus dem Norden war sie ihm in eine kleine Residenz Süddeutschlands gefolgt, wo er eine Stelle als Bibliothekar bekleidete. Sie hatte in ihrer jungen Ehe heute den ersten stillen Morgen verlebt; die Reise, die Sorge um die Einrichtung, einige nothwendige Besuche hatten sie seitdem vollständig in Anspruch genommen, aber nun war Alles geordnet, nun konnte das Leben, das lang und heiß ersehnte Leben an der Seite des Gatten beginnen, und doch lag es schwermuthsvoll auf ihrer hohen Stirne, und das dunkle Auge blickte fast trübe durch die hellen Scheiben, bald den Zug der Wolken beobachtend, bald wieder in die todte breite Straße sehend, auf der nur in langen Zwischenräumen ein Vorübergehender sich sehen ließ. Um so freundlicher war der Blick geradeaus auf eine anmuthige Hügelreihe, deren waldbedeckte Höhen in dem röthlich hellen Schimmer glänzten, der so ahnungsreich, wie ein stilles Morgenroth, die grüne Frühlingspracht des Buchenwaldes im Voraus verkündet. Dieser Blick konnte die Großstädterin schon entschädigen für die mangelnde Lebendigkeit um sie her, an die sie von Kindheit auf gewöhnt gewesen, und es war weder Heimweh nach der gewohnten Umgebung, noch ein anderer trüber Gedanke, der sie heute so ernst blicken machte. Was auf ihr lag, war das ernste, fast bedeutende Gefühl des Anfangs, das uns Alle beschleicht, wenn wir am Beginn eines neuen Lebensabschnittes, selbst einer neuen Arbeit stehen – Stunde um Stunde, Tag um Tag ihres künftigen Lebens rollte sich im Geiste vor ihr ab, und trotz der inneren Befriedigung ihres Herzens preßte es sich zusammen, wie vor der Arbeit des Sisyphus. Das Gebundensein an alle die kleinlichen Bedingungen des Daseins schien ihr die Seele wie mit tausend lästigen Banden zu umschnüren, und es war ihr zu Muthe, als müßten ihr Schwingen wachsen, gleich der Taube, die an dem Fenster vorüberschwirrte, und als könne sie sich auf diesen erheben in ein endloses Meer von Licht und Freiheit. Dieses Gefühl war ihr nicht fremd, aber daß sie es gerade heute empfand, heute, wo sie zum Erstenmal mit vollem Bewußt-

sein sich ihrem Glücke hingeben wollte, war ihr befremdend und neu, und sie sagte leise vor sich hin: Adolph! als müsse er kommen, und als müsse sie an seiner Brust dies Gefühl von Heimweh wie nach einer bessern, schönern Welt erfüllt sehen. – Da klopfte es an die Thüre; sie sprang rasch auf, strich sich mit der Hand über die Haare, und auf ihr Herein trat eine freundliche, große Frau von mittleren Jahren in das Zimmer. Charlotte eilte ihr freudig entgegen: »Meine liebe Frau Doctorin«, rief sie mit klangvoller, weicher Stimme, »wie lieb ist es von Ihnen, daß Sie mich in meiner Einsamkeit aufsuchen!« – »In Ihrer Einsamkeit?«, lachte die muntere Frau, »so eine Einsamkeit in den Flitterwochen, die läßt sich schon aushalten, und wie froh wäre ich, wenn ich jetzt noch manchmal eine solche Einsamkeit genießen könnte!«

»Machen Ihnen die Jungen wieder den Kopf recht toll? Schicken Sie dieselben nur recht oft herauf zu mir!« – »Dafür würde der Herr Gemahl wohl schön danken«, war die lachende Antwort, »ein Gelehrter und Dichter braucht vor allen Dingen Ruhe!«

»Es ist wahr«, antwortete Charlotte, »aber er ist ja jeden Tag mehrere Stunden ganz aus dem Hause!«

»Dazu gratulire ich Ihnen; es ist nichts schrecklicher, als einen Mann den ganzen Tag neben sich sitzen zu haben. Mein armer Mann dauert mich freilich oft, wenn er von früh bis spät bei den Kranken herumlaufen muß, aber es ist doch für uns Beide besser, daß wir nicht immer zusammen sind.«

»Meinen Sie?«, fragte Charlotte ängstlich, »es war bisher mein größter Wunsch, mein Mann könne ganz ungestört zu Hause bleiben und sich nur nach Lust und Laune mit seinen Liebhabereien beschäftigen.«

»Das ist etwas Anderes; wer sein Leben mit den Musen zubringen kann, ist gewiß ein glücklicher Mensch, aber Wohlstand gehört dazu. Ich habe über diesen Punkt viel Kummer und Noth mit meinem ältesten Sohne. Er hat viel Talent, aber mein Mann besteht darauf, daß er sein ›Brodstudium‹ darüber nicht versäumt.«

Charlotte stützte sinnend den Kopf auf die Hand; sie wiederholte leise: »Aber Wohlstand gehört dazu! Ich glaube, Sie haben Recht, liebe Frau Doctorin, wir sind nicht reich, und ich glaube, mein Mann wird noch viel Bibliothekenstaub schlucken müssen, ehe wir so glücklich sind, nur von dem Ertrag seiner Feder leben zu können.«

»Es gehört schon viel dazu, damit eine Familie zu ernähren, aber darf ich Sie wohl fragen, was Herr X. bis jetzt geschrieben, damit wir uns auch

in dieser Beziehung mit unseren lieben Hausgenossen näher bekannt machen können?« Die junge Frau erröthete leicht: »Ist der Name meines Mannes hier so wenig bekannt?« fragte sie leise. »Sie müssen mich entschuldigen«, versetzte die Doctorin gleichfalls in einiger Verlegenheit, »bei meinen sechs Kindern komme ich so wenig zum Lesen, daß es mir oft kaum möglich ist, die Zeitung durchzustudiren, aber dies habe ich mir zum Gesetz gemacht, mit der Welt, in der ich lebe, muß ich doch wenigstens fortgehen!« – »Sie sind eine prächtige Frau«, rief Charlotte lebhaft und ergriff die Hand ihrer Besucherin, die sie herzlich drückte, »so muß ich auch werden, wie sie, so frisch und resolut und so voll Interesse für Alles, was uns umgibt«.

183

Die Doctorin hielt ihre Hand fest und antwortete freundlich: »Sie müssen noch viel mehr werden und sind in vieler Beziehung schon viel mehr als ich. Die Frau eines Dichters hat noch höhere und geistigere Pflichten ihrem Manne gegenüber, als die eines schlichten Arztes. Dafür sind solche Frauen aber auch glücklicher und bevorzugter, als Viele unter uns.«

»Ja«, rief Charlotte und ein tiefes Roth malte ihre gewöhnlich bleiche Wange, und das dunkle Auge glühte in Begeisterung, »ja, ich bin glücklich, glücklicher als Alle, Alle!« Sie glitt bei diesen Worten von ihrem Sitze nieder auf die vor ihr stehende Fußbank, und so knieend legte sie ihr Gesicht an die Brust ihrer schnell gewonnenen mütterlichen Freundin, und heiße Thränen strömten darüber hin. Frau Z. strich ihr zärtlich über das volle Haar und sagte begütigend: »Sie sind viel zu aufgereggt, mein liebes Kind, es ist gut, daß Sie bei einem Arzte im Hause wohnen, der muß Ihnen ein niederschlagendes Pulver verschreiben«; aber Charlotte ließ sich nicht irren, sie hob ihr Haupt empor, und, indem sie in die freundlichen Augen blickte, die liebevoll auf ihr ruhten, fuhr sie fort: »Sehen Sie, ich hätte nie im Leben einen gewöhnlichen Mann heirathen können! Was waren mir die Lieutenants, die Referendars, die Beamten, die mir den Hof machten, und von denen Mancher eine ernstere Erklärung wagte. Es mögen recht strebsame, recht bedeutende Männer unter ihnen gewesen sein, aber Keiner vermochte mir Sympathie einzuflößen«.

»Nur der Dichter konnte es, Sie Schwärmerin?« schaltete Frau Z. lächelnd ein.

»Sagen Sie nicht der Dichter als solcher, als ein Mensch, der nur Verse macht oder Novellen schreibt, nein, der Mensch, der sich in einer höheren und schöneren Welt bewegt, der frei ist von den eingebildeten Vorurthei-

len, die ein besonderer Stand mit sich bringt, der unabhängig und frei empfindet, was recht und gut ist, und sein Herzblut daran setzt, es zu verwirklichen. Nur einen solchen Mann konnte ich lieben und ihm zu eigen sein!«

»Und haben Sie dies Alles gefunden?« fragte Frau Z. fast zögernd.

»Ich muß es gefunden haben, dafür bürgt mir meines Adolph Talent, seine Liebe zum Schönen und Großen, die Begeisterung, mit der er darüber redet.«

»Er hat noch nicht viel geschrieben?«

»Nein, aber jetzt in seiner Häuslichkeit, an meiner Brust wird er die Ausdauer, die Ruhe dazu finden. Die Störungen, welche sein Tagewerk mit sich bringt, werde ich ihm durch meine Aneiferung, mein Interesse vergessen machen. Ich werde es keinen Augenblick meines Lebens vergessen, daß ich die Frau eines Dichters bin und in diesem Sinne für den Geliebten leben muß!«

Die Doctorin drückte den Kopf der jungen Frau an ihr Herz und küßte sie auf die Stirne: »Thun Sie das, meine liebe schwärmerische Freundin, aber wenn Sie die Prosa brauchen, dann kommen Sie herunter zu mir und holen Sie sich guten Rath.« Mit diesen Worten erhob sie sich, Charlotte folgte ihr zur Thüre, aber ehe sie ging, setzte sie noch mit lächelnder Miene hinzu: »Daß Sie mir aber nur meinem Ludwig nicht zu viel von Ihrer Dichterbegeisterung erzählen, erst muß der Junge etwas Tüchtiges lernen, ehe er daran denken darf!«

»In seinem Auge liegt ein tiefes, bedeutendes Leben; obgleich er mich, als ich Sie gestern unten besuchte und er diesesmal stille halten mußte, kaum ansah, konnte ich soviel doch bemerken.«

»Ja, er ist ein bedeutender Mensch«, sagte die Mutter zärtlich, »und wenn Alles so wird, wie wir es uns denken, dann werde ich noch große Freude an ihm erleben. Dann bekomme ich auch einen Dichter!« setzte sie lachend hinzu. »Aber nun leben Sie wohl, meine liebe, junge Frau, kommen Sie bald zu mir herunter. Adieu, Adieu, ich eile, eben kommt der Herr Gemahl die Treppe herauf!« Mit diesen Worten eilte sie rasch die Stiegen hinunter und war schon in die Glasthüre herein, ehe noch ein schlanker Mann, der bedächtig herauf stieg, seinen Gruß anbringen konnte. Es war Charlotten's Gatte, er ging wie in Gedanken versunken und sah erst lächelnd auf, als ihm ihre helle Stimme von Oben herab freudig zurief: »Guten Tag, Adolph, wie schön, daß Du kommst!« Nun beschleunigte sich sein Schritt, er flog die paar letzten Stufen hinauf und

schloß die schlanke Gestalt stürmisch in seine Arme. Sie zog ihn herein und an den Tisch vor ihrem Sopha, wo ein Veilchenkranz auf einem zierlichen Porcellanteller süße Dünfte ausströmte. »Siehst Du Adolph, es ist nun Frühling, wirklicher Frühling, die Veilchen sind da«, rief sie schmeichelnd und legte den Kopf auf seine Schulter, »sobald Du kannst, gehen wir dort die Höhe hinauf, in den Buchenwald, und da sollst Du mir ein Frühlingslied singen, wie es vielleicht noch keinem Dichter gelungen ist und das Keiner ungerührt hören kann!«

Er küßte ihren Mund, ihre Wangen und sah ihr tief in die dunklen, schwärmerischen Augen, dann sagte er lächelnd: »Frühlingslieder, Kind, die will ich den Vögeln und kleineren Talenten überlassen; Dein Sänger wählt sich höhere Gegenstände. Im Oriente wächst der Lotos meiner Dichtung, und Egypten's Pyramiden sollen darauf herab schauen, wie einst auf Napoleon's Siege.«

»Warum willst Du nicht in der Heimath bleiben, sie ist doch schön?« fragte sie dagegen mit lieblich sinnendem Blick. »Das verstehst Du nicht, meine gute Lotte; hier ist Alles abgedroschen, Alles alt und abgegriffen; nur Neues, Fremdartiges kann mir die Muse in der Brust erwecken!«

»Gewiß, ich verstehe es nicht«, sagte sie freundlich zustimmend, »ich glaubte, der Dichter finde überall die Blumen zu seinen Kränzen, und wenn es auch nur Haidekraut und Ginster wäre, so könnten sie doch unter seiner Hand sich zu poetischer Schönheit fügen.«

»Du irrest, mein Kind, nur der große Gegenstand macht den Dichter und ich muß hier verkümmern in kleinen, elenden Verhältnissen!« Er ließ Charlotte los und ging finster im Zimmer auf und nieder. Sie ließ ihn einen Augenblick ruhig gewähren, dann rief sie mit so süßer Stimme: »Adolph!«, daß er wie gebannt sich zu ihr hinwandte. Sie saß wieder auf dem Sessel am Fenster, eine Epheuranke senkte sich auf ihr Haupt und umwand es fast mit einem Kranze, unter welchem das edle, schöngeschnittene Gesicht hervorsah. Im nächsten Augenblick lag er zu ihren Füßen und barg den Kopf in ihrem Schooße. »Meine Charlotte, meine Muse, mein Alles!« rief er mit erstickter Stimme, »zürne mir nicht, wenn ich klage; in meiner Brust hebt und drängt es sich von wechselnden Gestalten, sie dürsten nach Dasein, nach Leben, und ich kann es ihnen nicht geben. Ich fühle es, daß ich zu Großem geboren bin, es muß kommen. Du wirst die Zauberin sein, die alle Schätze meines Geistes und meines Herzens hebt.« Sie hatte die reine Stirn niedergesenkt auf sein blondes Haupthaar, eine Thräne hing an ihrer Wange, und wieder sagte sie mit der melodi-

schen, süßen Stimme nichts als »Adolph«! aber in diesem einen Wort lag Alles, was die Hingebung eines Weibes auszudrücken vermag. –

187 Charlotte Klein war eine Waise, aber wohlhabende Verwandte hatten nichts versäumt, ihren Geist und ihr Gemüth so auszubilden, wie es Beider würdig war. Sie war in Berlin geboren und erzogen, und ihr ganzes Wesen war noch durchdrungen von einem Nachhall jener Sentimentalität und Romantik, wie diese so lange dort herrschend gewesen. Zu begabt und gebildet, um nur leer zu schwärmen, hatte sich doch schon frühe in ihr ein Hang zur Idealität entwickelt, der sich gern auf äußere Dinge übertrug. Hübsch, geistvoll und vielfach in die Gesellschaft eingeführt, hatte es ihr schon frühe nicht an Bewerbern aus verschiedenen Ständen gefehlt. Wäre sie prosaischeren Sinns gewesen, sie würde wohl an dem Einen oder Andern Gefallen gefunden haben, aber sie wollte, daß auch ihre äußere Lebensstellung mit den Wünschen ihres Inneren harmonire. Es war ja ganz so, wie sie der Doctorin gesagt, sie fühlte es als eine Unmöglichkeit, sich in der Sphäre der Frau eines Beamten oder Militärs zu bewegen. Geistiges Leben, geistige Thätigkeit sollten sie umfluthen, und bei dieser Stimmung war es für einen Mann, der sich in einer solchen Stellung befand, sehr leicht möglich, ihr schon von vornherein ein erhöhtes Interesse einzuflößen. Bei einer Abendgesellschaft in Berlin lernte sie Arthur Hohenstein kennen. Er hielt sich einige Wochen dort auf, um Studien an der Bibliothek zu machen, und war durch Empfehlungsbriefe bei Freunden, die ihr nahe standen, eingeführt. Schon am ersten Abend machte er einen bleibenden Eindruck auf ihr Herz. Sein ganzes äußeres Gebahren war das eines außergewöhnlichen oder genialen Menschen, ohne dabei irgendwie affectirt oder gemacht zu erscheinen. Von schlankem Wuchs und nicht unangenehmen Gesichtszügen, war eine gewisse Steifheit in seiner Haltung und seinen Bewegungen nicht gerade störend. Sie gaben ihm die imponirende Ruhe, ohne welche wir uns den deutschen Gelehrten nicht wohl denken können, und darin ward er unterstützt durch eine vielseitige Bildung, welche ihm erlaubte, sich auf verschiedenen Gebieten des Wissens mit Leichtigkeit zu bewegen und durch eine höchst gewählte Ausdrucksweise, welche oft nur von Eingeweihten verstanden wurde. Weit entfernt von der Einfachheit bewegte sich seine Conversation so ruhig im Tone einer höheren Sphäre, daß er schon allein dadurch Charlotten imponirte. Sie hatte Mühe, ihm zu folgen, sie bewunderte den Geist, der sich mit so großer Leichtigkeit fast sogar die Ausdrucksweise des Volkes anzueignen wußte, von dessen Literatur oder Sprache er redete. Je ferner diese Bezie-

hungen lagen, um so überraschender erschien diese Summe von Gelehrsamkeit; um so reizender ward es sich mit ihm zu unterhalten, je weniger Fremdere diese eigenthümliche Weise, in welcher allerdings nur wahrhaft Gebildete sich zurecht zu finden wußten, verstanden.

Charlotten's Geist war umstrickt, ehe noch ihr Herz sich's gestehen mochte, daß sie jedem Abend, den sie in Arthur's Gesellschaft zubringen sollte, mit Spannung entgegenseh. Hohenstein beseelte die gleiche Empfindung.

Er hatte im Ganzen wenig Glück bei der Frauenwelt; sein Gespräch war ermüdend, oft hieroglyphisch dunkel für solche, die ihm nicht an allgemeiner Bildung nahe standen, dabei fehlten ihm die leichten Umgangsformen, welche so leicht selbst die Besseren des weiblichen Geschlechts einzunehmen verstehen. Er tanzte nicht, er musicirte nicht, Gesellschaftsspiele waren ihm zuwider; das einzige Talent, welches er in hoher Vollkommenheit besaß, war die Gabe des Vorlesens, aber auch dieses kann sich nur in kleineren und gewählteren Kreisen geltend machen. Charlotten ergriff es mächtig, ihn eine schöne Dichtung vortragen zu hören, und wenn sie dann, ihm zu danken, an den Flügel trat und ohne große technische Vollendung, aber mit dem herrlichsten Ausdruck eine einfache Piece vortrug, dann klang in Beiden die Gewißheit wieder, daß sie einander verstanden, und daß Eines des Anderen würdig war. Und eben weil Arthur Hohenstein es eigentlich nicht verstand, im gewöhnlichen Sinne den Hof zu machen, sog ihr Ohr jedes seiner Schmeichelworte mit Entzücken ein. Ihre Stirne glühte, wenn er ihr von den persischen Dichtern erzählte, und wenn er sie dann seinen Ferver nannte, halb lächelnd, aber doch mit einem Blicke, der die ganze Bedeutung des Wortes enthüllte. Jeden andren Mann würde sie ausgelacht haben, wenn er sie so unvermittelt als seinen Schutzengel, als sein besseres Selbst bezeichnet hätte – hier, umgeben von dem Duft des Ausländischen, einer fremdartigen Poesie, machte dies Wort sie erröthen, und indem sie lächelnd und verwirrt die Augen senkte, sagte sie dem Manne genug, dessen Herz sich schon lange nach Liebe sehnte, dessen eitler Geist schon lange nach einem Triumphe schmachtete. So wuchs ihr gegenseitiges Interesse, und es bedurfte nur noch eines äußeren Anstoßes um es sich gegenseitig zu gestehen. Hohensteins Anwesenheit in Berlin ging ihrem Ende entgegen; er hatte bei seinen und Charlotten's gemeinschaftlichen Freunden versprochen, noch einmal vorzulesen, ehe er reise. Der kleine Kreis war gespannt, was er bringen würde; aber er hätte kaum Schöneres und Lieblicheres wählen können.

Er las jenes herrliche, unnachahmliche Gedicht des fernen Indiens, jene wunderbare Sakontala, die uns wie ein Zaubermärchen von der Gesittung und den Geistesschätzen eines Volkes erzählt, das heute fast zu den Vergessenen gehört. Er las es mit dem ganzen Zauber seines Talents und in dem erhöhten Gefühl, daß eine Seele ihm lausche, für die jedes Wort eine doppelte tiefere Bedeutung habe, und er verfehlte seine Wirkung nicht. Als er geendet, als die Andern sich im lebhaften Gespräch über die reiche Schönheit der ihnen vorher fremd gewesenen Dichtung ergossen, lehnte Charlotte schweigend zurück in ihren Sessel, den sie vorher etwas zurück aus dem hellsten Bereich des Lichtes geschoben hatte. Sie war tief ergriffen, und in solchen Momenten ist Schweigen der höchste Preis, welcher dem Genius des Schönen gezollt werden kann. Hohenstein verstand sie ganz, und er wollte die Blüthe dieses Augenblicks pflücken. Er setzte sich leise neben sie, neigte seinen Mund fast bis an ihr Ohr und sagte flüsternd: »Duschmente war doch glücklicher als ich; mit seinem Herzen verlor er auch das Gedächtniß, und als dieses ihm wiederkehrte, war ihm auch schon die Erfüllung nahe. Was aber soll mir die Erinnerung, wenn ich fern bin ohne diese?

Charlotte versuchte zu lächeln und antwortete kaum vernehmlich:
190 »Vielleicht nehmen sich dann auch Ihrer die Götter an«.

»O so gib mir ein äußeres Zeichen, ein Amulet, das mir gleich dem Ringe der Sakontala das Recht gibt, das Gedächtniß Deines Herzens zu wecken, wenn es meiner vergessen könnte.«

Sie streifte schweigend und erglühend einen schmalen Goldreif vom Finger, den ihre Mutter schon als Mädchen getragen, und den sie seit dem Tode derselben nie mehr abgelegt hatte. Als Kind trug sie ihn an einem schwarzen Band um den Hals, später an der Hand. Man hatte sie schon manchmal mit diesem Ring, der fast wie ein Trauring aussah, in Hohensteins Gegenwart geneckt, er wußte, daß er ihr überaus theuer war; sie konnte ihm kein werthvolleres Zeichen ihrer Neigung geben. Langsam glitt er von ihrer feinen Hand nieder zwischen die Falten ihres schwarzseidnen Kleides; ehe er zu Boden fiel, fing Arthur ihn auf, und indem sich Beide mit einem Blicke ansahen, der mehr sagte, als Worte je vermögen, drückte er ihn an seine Lippen und verbarg ihn dann in seiner Hand. So stumm, unentweihet durch ein überflüssiges Wort, lieblich und geheimnißvoll wie ein Märchen, schlossen sie den Bund ihrer Seelen. Poetischer konnte nicht ausgedrückt, zärter nicht erwidert werden, was Eines von dem Andern wünschte. Beiden war es mit ihrer Liebe heiliger Ernst in

dieser Stunde, Beide sahen sich am Ziele ihrer heißesten Wünsche, und Charlotte insbesondere fühlte die ganze Seligkeit eines Herzens, das seinen schönsten Traum ganz so verwirklicht sieht, wie es ihn seit Jahren geträumt. Sie war die Braut nicht allein eines gelehrten Mannes, von feinem, gewähltem Geiste, sondern auch von dichterischer Begabung; sie konnte mit ihm auf des Lebens reichster Höhe gehen, eine höhere und reinere Gedankenwelt sollte sie in seinen Armen umwehen, ihr Durst nach dem Idealen sollte an seinem Herzen Befriedigung finden. – Hohensteins Bewerbung um ihre Hand fand nur wenigen oder keinen Widerstand bei den Verwandten, die sich der Elternlosen liebend angenommen. Es hätte auch nichts genützt; sie war 24 Jahre alt, konnte frei über ihre Hand und ihr kleines Vermögen verfügen, dessen Einkünfte, mit dem Gehalte verbunden, den Hohenstein als Bibliothekar bezog, ihnen ein bescheidenes aber anständiges Auskommen sicherte. Was sich daran von hochfliegenden Plänen knüpfte, bezüglich der Einnahmequellen, welche er sich durch seine dichterischen Productionen zu verschaffen hoffte, konnte dazu den »schönen Ueberfluß« bilden, welcher, wie eine geistreiche Schriftstellerin sagt: »allein glücklich macht!« Aber Arthur knüpfte die für ihn angenehmere Hoffnung daran, dann seiner Stellung, deren Pflichten ihn an gewisse Tagesstunden bannten, zu entsagen. Er gehörte trotz seines Geistes zu den Menschen, die sich wenig selbst kennen. Er glaubte, was ihn an der freien Entfaltung seines dichterischen Talentes hindere, sei der Zwang eines täglich zur bestimmten Stunde wiederkehrenden Geschäftes. Schon seit Jahren trug er sich mit den hochfliegendsten Plänen der poetischen Werke, die er vollenden wollte; daß nur selten Fragmente davon auf das Papier kamen, schien ihm zumeist die Schuld seiner Beschäftigung. Er fragte sich nie, ob es nicht umgekehrt diese sei, welche ihn zum Dichten anrege, ob es ihm nicht wohl ergehe wie Byron, der von sich selbst sagt, daß er nie ein ihn anregendes Buch gelesen, ohne sogleich den Gedanken zu fassen, ein ähnliches zu schreiben. Daß der wahre Dichter einen solchen Gedanken nie ausführt, ist selbstverständlich, aber Hohenstein wollte ihn verwirklichen; die fremde Gluth, welche ihn, den ästhetisch gebildeten Mann, erwärmte, hielt er nur zu oft für eigene. So schwankte er von einem Standpunkt auf den andern, die Flamme eines neuen Enthusiasmus löschte die des alten aus; er kam nie zu der höheren Sammlung seiner Kräfte, die Keiner mehr als der Dichter bedarf. »Aeußere Schranken sind es, die mich hemmen!« rief er oft verzweiflungsvoll, denn oft glich sein Zustand dem des Tantalus. Seine Phantasie ließ ihn in weiter, dämmernder

191

192

Ferne edle, herrliche Gestalten erblicken, die sein Genius geschaffen, aber wenn er sie in Wirklichkeit festhalten wollte, zerrannen sie in Schaum und Luft. Zu dem Kleinen, Naheliegenden wollte er sich nicht bequemen; zu gebildet, um nur ein Dichterling sein zu können, griff er nach dem Außergewöhnlichen, wähnend, daß allein die Wahl des Stoffes schon hinreiche, den höheren Genius zu bekunden. Er vergaß, daß die Quellen der Poesie uns überall umrauschen, und zuerst in dem Busen dessen, der ihr zu dienen erwählt ist. Sein Studium der orientalischen Sprache und Litteratur hatte ihn, wie schon früher Anderes, zu dem Glauben verleitet, daß dort im Morgenlande auf's Neue die Blume der Dichtung entsprossen müsse. Hat nicht Göthe selbst in seinen letzten Lebensjahren durch seine spätesten Dichtungen auf diesen Pfad gewinkt? Seit ihn diese Idee erfaßt, beherrschte sie Hohenstein vollständig und er verachtete gewissermaßen Jeden, der noch im Vaterlande sich zu Dichterflügen zu begeistern vermöge. In dieser Stimmung lernte er Charlotten kennen; es war keine Täuschung, wenn er in ihr das Wesen erkannte, welches fähig war, durch die Idealität des eigenen Innern einen Mann zu stützen, dessen Streben nach Höherem, als dem Gewöhnlichen ging. Durchaus nicht unfrei von einer gewissen ästhetischen Schwärmerei, widerstrebte ihr das Gemachte, der Mangel an Einfachheit in Hohensteins Wesen nicht. Seine pathetische Ausdrucksweise imponirte ihr, und bei einer Dame war es vollständig verzeihlich, daß sie Vieles für Gelehrsamkeit hielt, was genauer besehen nur für Phrase gelten konnte. – Mit heißer Ungeduld sahen Beide dem Augenblick entgegen, der sie auf immer vereinen sollte. Für Hohenstein mischte sich nur der eine Wehmuthstropfen hinein, daß er nun genöthigt war, vorläufig an seiner Stellung festzuhalten, ohne welche er keine Familie begründen konnte, Charlotte aber war ganz Glück und Hingebung. Arthur fühlte sich in dieser Zeit wirklich poetisch angeregt, manches zarte, tiefempfundene Gedicht wanderte zu der Geliebten, und was lag ihr daran, ob sie als Suleika und Annesuja oder als Charlotte besungen wurde – im Gegentheil, der Zauber einer fremden Umgebung erhöhte noch den Reiz, der ihr aus diesen Ghaselen und Sonnetten floß und sie lächelte selig, wenn die Phantasie ihres Geliebten die Spree in den Ganges verwandelte, an dem sie hinwandelte mit der Anmuth einer Gazelle. Im Frühjahr holte Arthur sie heim in die kleine Residenz, in der er geboren und erzogen war, und in der man, wie sie voll Staunen aus dem Munde ihrer mütterlichen Freundin vernommen, so wenig von seiner Eigenschaft als Dichter wußte. War dies allein Arthurs Schuld? O, nein, arme Charlotte, du wirst

es noch erfahren, wie viel in kleinen, deutschen Residenzen ein Dichter gilt, und noch dazu in jener Zeit. Ist das nicht ein Mensch, dem eigentlich Jeder auf zehn Schritte aus dem Wege gehen muß, und auf den die Kinder fast mit Fingern deuten? Dieser gefährliche Mensch hat den Muth zu denken und zu träumen und wenn diese Träume laut werden, dann weht ein anderer, schönerer Geist darin, als in diesen chinesischen Bureaukraten- und Offizierskreisen erlaubt ist.

Wozu braucht man dort Menschen von Geist, von eigener Gesinnung, von ideellem Schwung? Festgeschlossen stehen die Kasten der Gesellschaft da, in Stein gegraben die Urtheile, welche dort allein gelten dürfen. Hier wird ein Sänger gefeiert, vergöttert, – wehe dem Frechen, der es wagt zu sagen: »Der gute Mann singt falsch, und wenn er so fortsingt, wird er in zwei Jahren seine Stimme ruinirt haben!« Steinigt ihn! ruft die Menge, er erlaubt sich eine andere Meinung zu haben, als wir. Dort stellt ein Maler ein Bild aus, das dem neuesten Modegeschmack huldigt, man drängt sich vor demselben, man ist entzückt, man proclamirt einen zweiten Raphael. Eine schüchterne Stimme läßt sich dagegen vernehmen; sie will gar nicht verwerfen, kaum tadeln, nur klar machen, was vielleicht anders und besser sein könnte. Steinigt ihn, ruft es wieder, wir haben geruht zu loben, der Maler gehört zu den Unsern, er ist einer von unsrer Coterie, von unsern Frommen oder unsern Dienstbeflissenen, sein Werk ist mithin über jeden Tadel erhaben. – Ein neues Buch taucht auf, ein Buch voll widerlicher Süßlichkeit und Sentimentalität, aber es huldigt der Menge, oder der Dichter, der natürlich nicht in der nämlichen Stadt leben darf, ist vielleicht der Vetter eines Hochgestellten; natürlich ist es das Buch aller Bücher, und wer nicht mit einstimmt in den allgemeinen Jubel, der ist abermals nichts als ein Ungläubiger, ein Ketzer, ein verlornor Mensch.

Arme Charlotte, die du in größeren Kreisen aufgewachsen, du ahnst noch nichts von der geistigen Stagnation der kleinen Städte, wo der Genius für einen Narren gilt, und wo das Talent entweder verkümmert oder systematisch zu Grunde gerichtet wird, wenn es in diese Zauberkreise, wo die schlimmste geistige Unfreiheit herrscht, hineingeräth. So wirst du auch deinen Arthur finden – obschon er an Geist und Bildung um Kopfeslänge alle diese Pygmäen überragt, muß er sich doch sozusagen scheu an den Wänden hindrücken, muß er doch mit jeder Miene um Verzeihung bitten, daß er wirklich Geist besitzt, und jene kaum den blassen Schein davon!

II

Es war ein fröhliches Drängen und Treiben vor einem hohen Hause in der Altstadt, das mit seinem Giebeldache und den kleinen, halbblinden Fensterscheiben so recht sein hohes Alter bekundete und eher allem Andern glich, als der heiligen Stätte, wo die klassische Jugend der Stadt ihre Bildung empfing. Und doch war es so; umgeben von den kleinen Plebejern der anliegenden engen Straßen, hob sich ganz bestimmt die Schaar der Gymnasialschüler hervor, nicht allein durch die rothen, blauen und schwarzen Mützen, welche die verschiedenen Klassen kennzeichneten, sondern auch durch die Kleidung und das Benehmen, welches, wenn auch häufig eben so ungezogen, als das der andern Jungen, doch in seiner Besonderheit zeigte: »Sie sind guter Leute Kind«. Und die guten Leute, denen sie angehören, gehen diesesmal, freundlich hier und dorthin nickend, durch den dichten Schwarm in das Haus hinein, wo heute zum Schlusse des Cursus der gewöhnliche Rede-Aktus stattfinden soll. Manches Söhnlein dieser feierlich hinwallenden Eltern soll sich heute öffentlich vernehmen lassen, im Gesang oder im freien Vortrag eines entweder selbst ausgearbeiteten Aufsatzes oder eines Gedichtes, welches der Schöngeist des Gymnasiums, der Professor der deutschen Sprache, nie versäumte, bei diesen Gelegenheiten zu dichten. Bald war es eine Ballade, bald ein lyrischer Erguß, den er dem unglücklichen Rhapsoden in höchsteigner Person unter den gewichtigsten Auseinandersetzungen über Declamation und Verskunde, worüber dem Armen, der nicht den zwanzigsten Theil davon verstand, im wahren Sinn des Wortes der Kopf beinahe brannte, einstudirte. Auch heute wieder sollte eine seiner berühmtesten Balladen vorgelesen werden, welche also anfang: »Pipin der Kleine war nicht groß, doch Karls des Großen Vater«, und im gehobensten Gefühl seiner Würde stand der kleine Mann lebhaft gesticulirend in einem Kreis von Lehrern, die mit ihm die Ankunft des Directors und damit den Beginn der Feierlichkeit erwarteten. »Sehen Sie die verdammten Jungens«, rief er plötzlich, sich in einer längeren Auseinandersetzung über den Werth seiner eigenen Dichtungen selbst unterbrechend, was von seinen Zuhörern mit manchem verstohlenen Lächeln und spöttischem Zusammenziehen des Mundes vernommen wurde, »sehen Sie, wie sie da wieder hineinlaufen zu dem Bäcker Becht und die sauer erworbenen Groschen ihrer Eltern für Wurstwecken verschleudern!« In der That sah man einen ganzen Zug der verschiedenen Mützen sich zu einem kleinen niedren Fenster drängen,

zu dem in gefährlichster Aufthürmung drei ganz schmale Treppen hinauf führten. Einer nach dem andern erklimm die steile Höhe, um aus den Händen einer kleinen appetitlichen Bäckersfrau die leckere Speise zu empfangen, welche in einer in Teig eingehüllten Wurst bestand. Jeden Augenblick konnte die Glocke das Zeichen zum Anfang der Feierlichkeit geben, um so ungestümer wogte es um den schmalen Treppenstein, den Jeder zuerst zu erklimmen hoffte, Püffe und Stöße regnete es in Menge, gar manche der bunten Sonntagsmützen flog, zum lauten Ergötzen der Straßenjugend, in den Straßenkoth. Die Lehrer sahen lächelnd dem Durcheinander zu, aber der kleine Professor der deutschen Sprache und Aesthetik konnte sich nicht darüber zufrieden geben. »O, diese ungeschlachten Bengel«, rief er zornig, »in's Carcer sollte man alle die frechen Buben schicken; wie sie ihre Sonntagskleider verderben, wie sie sich Hände und Gesicht mit Fett beschmieren, es ist unerhört!«

»Nun, werthester Herr College«, unterbrach ihn ein langer, hagerer Mann mit einer auffallend rothen Nase, der Lehrer der Mathematik, »vergessen Sie nicht, daß wir auch einmal jung gewesen sind, daß wir mehr als einmal an diesem tarpejischen Felsen, der zum Bäcker hinauf führt, und dessen weichen Sandstein die Füße von mehreren Generationen bearbeitet und polirt haben, aneinander zum Verräther geworden sind!«

»Wenn wir auch nur jetzt nicht mehr aneinander zum Verräther werden!« sagte hinter ihnen eine scharfe Stimme, dem Lehrer der Geographie angehörend, einem Manne, dem seine eigenthümliche Gesichtsbildung bei der immer zum Spott geneigten Jugend den Namen: »der Frosch« eingetragen hatte. Aber trotz seiner Strenge und dem wenig respectvollen Unnamen respectirte und liebte man den Frosch. Er war ein gescheidter Mann, weit gereist, und so wußte er den Jungen Vieles anschaulich zu machen, was sie sonst nur trocken aus dem Buche lernen mußten. Dabei war er streng gerecht und in Folge davon in häufigem Streit mit dem Aesthetiker, der immer seine Schützlinge und Unterdrückten hatte, so daß seine Ungerechtigkeiten fortwährenden Anlaß zu Reibereien zwischen ihm und den Schülern gaben. Mehr als einmal suchten sie ihr Recht bei dem »Frosch«, der dann mit unnachahmlicher Ruhe voranschritt und den Director, einen feinen Gelehrten, aber ängstlichen Mann, der den Frieden über Alles liebte, in seiner Pflicht unterstützte.

Professor Landmann haßte ihn mit aller Gluth, deren sein lebhaftes Gefühl fähig war, aber er wußte dies schlau zu verbergen, und obgleich er sich bei der scharfen Einsprache fast erschrocken umwandte, sagte er

doch sogleich freundlich: »Dies wollen wir nicht hoffen, wie kommen Sie darauf, werther College?«

»Nun, man kommt so auf allerhand«, antwortete der Andere trocken, »die burschenschaftlichen Untersuchungen scheinen wieder in Gang zu kommen, und da läßt sich gewiß noch Manches aufdecken und erzählen und höhern Ortes anbringen, wenn man gut unterrichtet ist.«

Er sah dabei den Professor fest an, so daß dieser fast verwirrt den Blick hinwegwandte, dann aber, sich schnell fassend, wieder auf das wogende Meer vor ihnen deutete und ausrief: »Ja, sehen Sie, das ist es, was ich vorhin noch sagen wollte, man ist wieder hinter diesen verwünschten Burschenschaften her, mit allem Rechte, sage ich; was wollen sie anders, als Revolution, Umwälzung, Blutbad, Schreckensregierung und Alles das? Und nun betrachten Sie diese Jungen, mit ihren verschiedenen Mützen, es sind geheime Abzeichen, glauben Sie mir, man darf es nicht dulden, ich werde den Director darauf aufmerksam machen!«

198 Ein schallendes Gelächter des Frosches unterbrach ihn: »Sind Sie nicht gescheut, Landmann? Kindereien sind es, die Jungen verabreden sich in der Klasse, welche Farbe ihnen am besten gefällt, und tragen dieselben Mützen, um sich gegenseitig besser zu erkennen.«

»Sich gegenseitig besser zu erkennen, ja das ist es, die bunten Mützen müssen verboten werden!«

»Als staatsgefährlich, natürlich!« höhnte der Geograph, und die Andern stimmten lachend ein.

»Das wäre mir ein schöner Staat, der von den rothen und grünen Kappen der Buben da unten umfiele!« rief der Mathematiker lustig.

»Sie sind keine Pädagogen, meine Herren«, rief der Professor wüthend, »man muß bei der Jugend voraussetzen, daß sie etwas im Schilde führt, besonders bei der Heutigen; die verfluchten Revolutionsideen stecken ihr in Fleisch und Bein!« Die Discussion ward hitziger auf diesen Ausfall, und währenddessen fröhnten die Inhaber der staatsgefährlichen Mützen ungestört ihrem Ehrgeiz, der ganz gewiß für jetzt nichts Höheres erstrebte, als die glückliche Eroberung eines Wurstwecken. Das Glück war ihnen günstig; die Stunde schien zögernd inne zu halten, und fast Alle waren befriedigt, ausgenommen einige wenige Pechvögel, deren Loos es war, immer zuletzt anzukommen, und die schon gewöhnt waren, sich geduldig zu fügen. Da gab es eine Bewegung und ein Verstummen in dem eben noch so lebhaften Lehrerkreise; ein großer, corpulenter Mann mit geistvollem Gesichtsausdruck war zu ihnen getreten, und vor seiner ruhigen

Größe schwieg jeder Streit, und Jeder beeilte sich den Director des Gymnasiums zu begrüßen. –

Während des soeben Erzählten hatte seitwärts von dieser eine andere Gruppe gestanden, zusammengesetzt aus einem Theil der ersten Klasse des Gymnasiums. Selbstverständlich nahmen sie keinen Theil an dem Sturm des Bäckerladens, dies den Jüngeren überlassend und nur sich ergötzend, ihrem tapferen Beginnen zuzuschauen. Es waren meist Abiturienten, Jünglinge von 17 bis 18 Jahren, die heute zum Letztenmale sich hier versammelten, um nach Schluß der Ferien die Hochschule zu beziehen. Laut und lustig redeten sie durcheinander, die Welt war ihnen endlich aufgethan, und gleich jungen Titanen hofften sie hineinstürmend ihre schönsten Güter wie im Fluge zu erhaschen. Was ist der Jugend in dieser Zeit zu hoch, zu schwer oder zu tief? und wer möchte ihn ihr rauben, diesen Glauben an sich selbst, dies Vertrauen, daß sie kann, was sie will, daß sie erreichen wird, was sie erstrebt. Darin liegt ihre Stärke, ihre Schönheit, ihre Poesie, in diesem Selbstvertrauen, dieser kühnen Unbefangenheit der Welt gegenüber – dieser kalten, eisernen, unerbittlichen Welt, an der ihr Euch die bunten Schmetterlingsflügel abstoßen müßt, als ob sie Euch nur zu diesem Zwecke gewachsen wären! Einer der jungen Leute, eine schlanke Gestalt mit fast mädchenhaften Zügen, lehnte an dem Gitter, das den Hof von der Straße abschloß, und hatte schon lange träumerisch vor sich hingesehen, als ihn endlich der laute Anruf eines seiner Kameraden zu sich brachte. »Nun, Brandeis« rief er ihn an, »bist Du schon so ganz in Deine Rede und Deine Eitelkeit vertieft, daß Du nicht einmal mehr den Mund zu einem Lachen verziehen kannst über die tollen Jungen da unten?«

Der Angeredete richtete sich langsam auf: »Kameel«, sagte er ruhig, »was brauchst Du mich zu stören, ich betrachte mir noch einmal mit objectivem Blick da drüben unsern theuren Professor der Aesthetik und habe meinem Schöpfer gedankt, daß ich dem Menschen heute zum Letztenmale objectiv gegenüber stehe.«

»Dies Dankgebet hättest Du laut verrichten können, wir würden Alle mit eingestimmt haben«, rief ein kleines, zartes Bürschchen, den man kaum für einen Schüler der obersten Klasse halten konnte, so schwächig sah er aus, und drehte sich dabei lustig auf dem Absatz herum.

»Ja wohl!« stimmten Alle lachend ein, und Brandeis fuhr lebhafter fort: »Seht nur, wie er jetzt wieder perorirt und da unten auf die armen Würmer

deutet, als ob sie sämmtlich schon für die Hölle reif wären! Ich wette, es macht ihm schon wieder Leibweh, daß die Jungen einerlei Kappen tragen!«

»Freilich«, rief der Kleine lustig, »hinter jeder blonden Locke wittert er einen Sand, hinter jeder Mütze einen Burschenschafter«.

»Natürlich«, fiel ein anderer ein, »es ist weit bequemer für ihn, die Litteraturstunde mit solchen Phantasmagorieen und mit Schelten über die verderbte Jugend auszufüllen, als einen ordentlichen Vortrag zu halten. Ihr seid ihn doch jetzt los, aber ich muß noch ein halbes Jahr lang zweimal wöchentlich den Unsinn anhören«.

»Dafür lobt er auch deine Gedichte und erklärt dich für einen zweiten Göthe«, sagte Ludwig Brandeis ruhig und schlug dem Sprecher gutmüthig auf die Schulter. Dieser ward feuerroth und stammelte: »Nun, das muß man ihm lassen, Talente weiß er zu erkennen und zu schätzen!« Ein homerisches Lachen erscholl, und der Kleine rief wieder munter dazwischen: »Das hat er bewiesen, als er Ludwigs Rede so schön kritisirte und ihm die Fetzen vor die Füße warf; was wäre denn daraus geworden, wenn der Director hier nicht einmal in seinem Leben Energie gezeigt hätte?«

»Schweig mir von dem characterlosen Schuft«, sagte Ludwig finster, »ihr bringt mich noch ganz aus der nöthigen Stimmung!«

»Ah bah, wirst schon hinein kommen, wenn du auf dem Katheder stehst«, rief der Kleine wieder und sah den Freund dabei fast zärtlich an, dann drückte er die eine Hand fest zusammen, stellte sich in Positur, klopfte mit der andern Hand auf die Faust, wie auf einen Dosendeckel, und rief mit komischem Pathos: »Nehmen sie nicht eine Prise meine Herren? Alle großen Männer schnupfen, Napoleon schnupfte, Friedrich der Große schnupfte, ich schnupfe auch!« Abermals erscholl ein lautes Gelächter, selbst Ludwigs üble Laune schien verschwunden, er nahm lebhaften Antheil an den bitteren Sarcasmen, die sich plötzlich von allen Seiten über den Professor ergossen, so bitter, wie sie eben nur der Jugend eigen sind, die viel einseitiger und schärfer urtheilt, als das Alter, wenn sie gereizt ist. Längst bekannte Anekdoten wurden aufgetischt, ohne jedoch ihre abermalige Wirkung auf das Zwerchfell zu verfehlen: Jeder wollte es am Besten wissen, wie der allgemeine Feind die Stunde mit allen möglichen Dingen herumbrachte, statt jenen, die hineingehörten, wie er Schiller als Dichter schmähte und heruntersetzte und dann aus der Tasche ein selbstverfaßtes Gedicht zog, welches er seinen jugendlichen Hörern als Muster einer Ballade oder Romanze vortrug. Noch verhaßter war er jedoch durch die Parteilichkeit und die Gehässigkeit, mit der er mit den Schülern

verkehrte. Die Begabtesten waren ihm wahrhaft zuwider, er chikanirte sie, wo er konnte, und ließ keiner ihrer Leistungen Gerechtigkeit widerfahren. Auf deren Kosten bevorzugte er die kleineren Talente und trieb sie zur höchsten Selbstüberschätzung. So mit dem jungen Mann, der sich allein vorhin seiner angenommen und auch jetzt schweigend zwischen den Andern stand. Er war begabt, aber nicht als Dichter; einige wenige Versuche, die er in dieser Richtung gemacht, bewiesen es zur Genüge. Aber um Ludwig Brandeis, den hervorragendsten der ganzen Klasse, zu demüthigen, erhob er den Anderen, der es natürlich gerne glaubte, zu einem Genie. »Der Landmann hat Dich auf dem Gewissen«, sagte ihm Ludwig oft warnend, »so wird nie etwas Rechtes aus dir«, aber wie hoch auch sein Wort sonst bei den Kameraden galt, der Eitelkeit des Einzelnen gegenüber verhallte es spurlos. Dem Director machten diese Zerwürfnisse der Schüler mit einem der Hauptlehrer nicht wenig Sorge; er war ein feiner, stiller Gelehrte, der mehr in Griechenland und Rom, als Daheim lebte und den Frieden über Alles liebte. Die Schüler hingen mit unbegrenzter Verehrung an ihm; sie empfanden sein freundliches Wohlwollen in jedem Worte, das er zu ihnen sprach, und hatten in ihrem Jugendenthusiasmus keine Ahnung davon, wie auch er sie den falschen Weg führte, wie er eine ideale Welt in ihnen erweckte, die im Zusammenstoß mit der Wirklichkeit gerade in den Begabtesten, in seinen Lieblingen die härtesten Kämpfe hervorrufen mußte. Landmanns Auftreten war ihm in tiefster Seele zuwider, und oft seufzte er in der Stille seines Studierzimmers: »O! welchen Händen wird doch oft die Jugend, das Edelste was eine Nation besitzt, anvertraut!« Aber Landmann zu entfernen, war für ihn eine Sache der Unmöglichkeit, er stand zu fest bei der Regierung des Landes.

Seit der Julirevolution gährte und spuckte es in allen Köpfen, und zu meist in denen der Regierer, welchen vielleicht das böse Gewissen oft warnende Bilder der Zukunft vor den Geist führte. Ihren gefährlichsten Gegner ahnten sie mit Recht in der Jugend, die ja überall der Sauerteig des Lebens ist; daß sie aber auch zugleich der ungefährlichste aller Feinde, wenn man sie ruhig und unbemerkt ihren schönen Frühlingsrausch auslärmen und träumen läßt, davon wußte eine Metternich'sche Weisheit nichts oder wollte es nicht wissen, oder auch sie fühlte sich im eignen Innern so unsicher, daß das Geräusch eines Schmetterlings sie erbeben machte. Auf die Schmetterlinge mußte somit zunächst geachtet werden, man witterte Verschwörung in jeder unschuldigen Zusammenkunft, man glaubte, eine unsichtbare Gesellschaft der alten Burschenschaften strecke

ihre Fühlfäden bis in jede höhere Lehranstalt aus. Landmann war ganz dazu geeignet, in einer solchen den Spion zu machen, und kaum war seine Phantasie von Derartigem eingenommen, als er auch schon überall Gespenster sah. Die kleineren Jungen lachten ihn aus und begriffen nichts, wenn er in seinen gewohnten Fragen in der Stunde die albernsten Warnungen und Vermischungen anbrachte, die Großen hörten aufmerksam zu und stutzten.

Herr Landmann war so freundlich, sie gerade auf etwas aufmerksam zu machen, woran sie vorher nicht gedacht. Sie fanden es über die Maßen lächerlich und empfanden doch ein stilles Behagen dabei, daß man sich vor ihnen fürchten könne, daß man glaube sie seien im Stande, griechische oder römische Freiheitshelden zu spielen.

Mitten in den Tumult ihrer Reden scholl jetzt wieder vernehmlicher des Kleinen Stimme: »Zieht, Jungens, zieht, dort kommen Ludwigs Alte, und – wahrhaftig, sie ist auch dabei, die schöne Berlinerin, die Frau von Arthur Hohenstein!« Alle Köpfe wandten sich nach der Seite, wo wirklich in diesem Augenblick die Frau Doctorin Brandeis, welche wir schon als Charlottens Freundin und Hauswirthin kennen gelernt, am Arme ihres Gatten erschien. Es war eine Seltenheit, den vielbeschäftigten Arzt, der alle seine Zeit auf seine Kranken verwendete, einmal bei einer solchen Gelegenheit im Festtagskleide zu sehen. Es war auch heute ein Festtag für ihn; sein Ludwig, sein Aeltester, sollte öffentlich sprechen vor einem gewählten Publikum, vor seinen Lehrern und Kameraden. Daß seine Rede gut ausgearbeitet war, ja, daß sie vielleicht als Schriftstück glänzend genannt werden durfte, dies wußten die Eltern, aber, würde er auch gut sprechen, würde er nicht aufhören müssen? Dieser Gedanke beklemmte besonders das Herz der Mutter, welche die Schüchternheit ihres Ludwig nur zu gut kannte, und fast ängstlich flog ihr Auge hinüber zu dem Sohne, der sich jetzt wieder scheu und nachlässig an das Gitter lehnte, fast fürchtend, den Blicken der Eltern zu begegnen. Neben der Doctorin ging elastischen Schrittes Charlotte; die dunklen Locken flogen um die leichtgerötheten Wangen, und ihr braunes Auge blickte gar freundlich auf die Gruppe der jungen, frischen Leute, die ehrerbietig grüßten, als sie vorübergingen.

»Sapperment, die ist nicht übel«, rief der Kleine, der sich schon darauf zu gute that, den Studenten zu spielen, »Ludwig, ich gratulire Dir zu Deinem Kamisol!« Alle lachten, aber Ludwig zog spöttisch die Lippe in die Höhe und sagte nur: »Berliner Blaustrumpf!«

»Geh', Du bist ein Wilder dem schönen Geschlecht gegenüber«, sagte jetzt der angehende Lyriker, »wirst schwindlicht beim Tanzen und warst gewiß noch nie im Leben verliebt!«

»Verliebt? auch das noch in diese einfältigen Geschöpfe, mit denen man kein vernünftiges Wort sprechen kann.«

»Auch nicht einmal in jene Rosenknospe, die eben mit Deiner lebenswürdigen Schwester den Alten naheilt?«

Nun ward Ludwig roth: »Dummes Zeug«, sagte er, »ich sehe die Kleine schon, seit sie aus der Wickel ist, fast jeden Tag und spiele mit ihr, wie mit einem Kinde. Hübsch ist sie geworden, das muß ich gestehen, aber sonst ist das Gustchen noch gar zu klein- groß. Die Mädchen spielen wahrhaftig noch mit den Puppen, wenn sie sich auch schämen und sich immer vor mir einschließen, daß ich sie nicht zu sehr verhöhne.«

»Ach! ich wollte sie ließen mich mitspielen«, seufzte der Kleine schwermüthig, und ein unbändiges Lachen war die allgemeine Antwort.

»Schwatze keinen Unsinn, Wangenrode«, sagte Ludwig, »und mache mir lieber die Schnalle an meiner Kravatte auf. Nun meine Alten glücklich herein sind, kann ich das Marterinstrument in die Tasche stecken.«

Wangenrode gehorchte, wie er denn Alles that, was Ludwig ihm gebot, und hätte er ihm selbst gesagt, er solle dorthin zu den Lehrern gehen und dem Professor Landmann einen Nasenstüber geben.

205

»Du willst doch nicht«, wandte der blondlockige Lyriker schüchtern ein, »so im bloßen Hals –«

»Freilich will ich: nicht drei Worte brächte ich heraus mit dem Strick um den Hals. Ha, Luft, Freiheit! ich glaubte vorhin zu ersticken!«

»Aber was werden Deine Alten sagen?«

»Meiner Mutter ist es einerlei, die ist viel zu vernünftig, um mir den Zwang anzuthun, und was den Papa betrifft, der mir freilich immer mit unerbittlicher Strenge das Ding da octroyirt, den hoffe ich mit den Lobsprüchen zu versöhnen, die mir der Cato einträgt.«

Der Lyriker, der unendlich viel auf Eleganz und Glacéhandschuhe hielt, wollte noch etwas sagen von der Unziemlichkeit, so vor einem geehrten Publikum zu erscheinen, aber die große Glocke, welche das Zeichen zum Anfang der Feierlichkeit gab, erscholl, und Alles setzte sich in Bewegung. Die Inhaber der verschiedenen bunten Mützen und glücklichen Bewältiger der Wurstwecken polterten zuerst hinein in den Saal, der bei solchen Gelegenheiten und bei den allsonntäglichen Predigten benutzt wurde, und nahmen ihre Plätze ein; ihnen folgten die älteren Schüler mit ruhigerer

Haltung, und den Schluß machten die Lehrer. Drinnen war die Ordnung hergestellt, da Alles vorher bezeichnet worden. Etwa die Hälfte des niederen Saales, der durch schmale Glasscheiben ein dürftiges Licht empfang, war angefüllt mit den Eltern, Verwandten oder Freunden der Knaben, die bei der Feierlichkeit mitwirkten. Die Wände waren nur mit Kränzen von Fichtenlaub geschmückt, da es jetzt Ende März weder anderes Laub noch Blumen gab; das untere Wandende schmückte das Wappen des kleinen Staates, und fast verwundert schauten darauf die Köpfe von Plato und Sokrates, die sich in Gypsabgüssen daneben befanden. In der Mitte des Saales stand ein Flügel, an welchem der Singlehrer Platz nahm, und daneben erhob sich ein Katheder, für diejenigen bestimmt, die Reden oder Gedichte vortragen sollten. Ein feierlicher Choral, von den Schülern gesungen, versetzte Publikum wie Vortragende in die rechte Stimmung, und nachdem noch zwei Knaben eine vierhändige Piece vorgetragen, kam der Vierzehnjährige an die Reihe, welcher die berühmte Ballade von Pipin, verfaßt und ihm selbst einstudirt von Professor Landmann, vortragen sollte. Es war ein runder, frischer Junge, dem von dem Genuß der Wurstbrezel noch ein glänzender Fettrand die frischen, rothen Lippen umglänzte. Mit heller, kecker Stimme fing er an, und es ging Alles ganz gut, bis der unglückliche Moment kam, wo Pipin mit einem Schläge dem Ochsen den Kopf vom Rumpfe trennt. War bis dahin das begleitende Geberdenspiel schon etwas zu lebhaft gewesen, so gab es doch jetzt den Gipfelpunkt der Ueberraschung. Der unglückliche Declamator, welcher sich nicht gerade durch außerordentliche Geistesgaben auszeichnete, befolgte nur zu treu, was ihm der Lehrer anbefohlen. Bei der ominösen Stelle erhob er die Hand und fuhr sich wie mit einem Schwerte damit über die Gurgel, als ob er selbst der Ochse sei, der geköpft worden. Ein verrätherisches Kichern erhob sich von der vordersten Bank, wo in einer Reihe das Häuflein der Selecta saß, deren Gespräch wir vorhin belauscht, wie ein Lauffeuer ging es durch die übrigen Bänke, und ehe noch der Arme die folgende Strophe beginnen konnte, brach unaufhaltsam ein lautes Lachen los, das sich nur zu bald auch dem Publikum mittheilte. Der Junge auf dem Katheder stand einen Augenblick wie versteinert, dann zog er ein sauber zusammengefaltetes, rothgewürfeltes Taschentuch hervor, brachte es an die Augen, fing laut zu schluchzen an und stürzte von dem Katheder herab, gerade auf Landmann zu, der blaß und bebend vor innerer Wuth dastand. »Ich habe es Ihnen ja gesagt, Herr Professor«, schrie der Junge außer sich, »ich wollte mich nicht selber köpfen!« – »Schweig«,

donnerte ihm Landmann entgegen, »wer hat Dich geheißt, die Geberde so auffallend zu machen?« Wiederum scholl von der vordersten Bank das Signal zu einem neuen Lachsturm, und selbst die Lehrer drohten die Fassung zu verlieren; Einer wich hinter den Andern zurück, und Landmann wendete sich wüthend gegen die Selecta: »Schämt Euch, mit Eurem dummen Lachen, Ihr albernen Jungen! In's Carcer sollt ihr mir Alle!« schrie er sie an. Ein lautes Zischen antwortete, und die Feierlichkeit drohte sich in allgemeinen Tumult aufzulösen. Da erblickte man plötzlich auf dem Katheder die Gestalt des Directors, und allein der Anblick seines milden, geistvollen Gesichts genügte, die tolle Jugend herabzustimmen. Er winkte einigemal mit der Hand, bis Alles stille war, dann sagte er mit leiser, aber durch den ganzen Saal vernehmlicher Stimme: »Es ist ein Festtag heute, wir wollen darum Alles vergeben und vergessen; das verehrte Publikum wird sich erinnern, daß dasselbe hier mit jugendlichen Leistungen zu thun hat; unser kleiner Declamator, ein braver, lieber Junge, wird ein andres Mal seine Sache besser machen, und mein verehrter College wird verzeihen, daß seine schöne Dichtung so unzeitgemäß unterbrochen wurde, wenn er erwägt, wie Gott Momus als neckischer Kobold auch oft bei ernstem Geschäft sein Spiel treibt.« Ein kleiner sarkastischer Zug spielte, vielleicht ihm selbst unbewußt, bei diesen Worten um seine Lippen, und der Angeredete drückte sich leichenblaß in eine Fensternische, zwischen den Zähnen knirschend: »Sie sollen mir's noch Alle entgelten, die frechen Jungen da vorn!« Dann wandte sich der Director mit ernsterer Miene nach den Schülern und fuhr mit gehobnerer Stimme fort: »Von Euch, meine Freunde, erwarte ich jetzt die Ruhe, welche der Feierlichkeit dieser Stunde geziemt!« Die einfachen Worte wirkten mehr als eine lange Standrede, manche Wange röthete sich im Bewußtsein, nicht frei von Schuld zu sein, und selbst der kleine, kecke Wangenrode schlug beschämt die Augen nieder. Einen Moment beherrschte des Directors klarer, sanfter Blick die jugendliche Menge, dann sprach er sehr gelassen: »Ludwig Brandeis, tritt jetzt zuerst hervor und halte Deine Rede über den Tod des Cato von Utika; ich hoffe, du führst dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit zurück.« Mit diesem Wort ging er leise auf seinen Platz zurück.

207

208

Ludwig Brandeis erhob sich zögernd, und seine gewöhnlich bleiche Wange malte sich nach und nach mit glühendem Roth; er hatte zuletzt sprechen sollen, und nun sah er sich auf einmal aufgerufen, lange ehe er es erwarten konnte. Sollte es vielleicht eine kleine Strafe sein, weil er offenbar mit unter den Ersten war, die das Gelächter angestimmt? Sein Herz

schlug fast hörbar, als er dem Katheder zuschritt, und seine Mutter, da drüben ihm fast gegenüber, griff unwillkürlich nach der Hand ihrer Nachbarin, die sie krampfhaft drückte, während die Letztere selbst gespannt zu dem Jüngling aufsaß, der jetzt droben stand, und einen Moment wie träumerisch vor sich hinstarrte. Wie die schlanke, biegsame Gestalt, hatte auch der Ausdruck des Gesichtes fast etwas Mädchenhaftes, und die schlanken, weißen Hände, mit denen er die Rolle Papier vor die Brust hielt, widersprachen dem nicht. Wohl aber die mächtige hohe Stirne, um welche in sanften Wellen sich das kastanienbraune Haar lockte. Sie verkündete den denkenden, forschenden Mann, so wie der weiche und unendlich anmuthige Mund das dichterische Gemüth. Die Augen waren grau und konnten wegen ihrer Kurzsichtigkeit oft matt und glanzlos erscheinen, was noch vermehrt wurde durch das träumerische Hinbrüten, dem sich Ludwig gerne hingab; aber jetzt schien es, als ob der Geist sich auf einmal besinne, was hier seine Aufgabe sei. Ludwig athmete hoch auf, sein Auge begann zu leuchten und überflog mit glänzendem Blick die Versammlung – er begann zu sprechen, nur die ersten Worte wurden stockend und schüchtern vorgetragen, dann schien der Redner zu vergessen, wo er sich befand, er war wie mit sich und seinem Gegenstande allein, und in flammender Begeisterung rollten die Worte von seinen Lippen. Er vertheidigte den Selbstmord des Cato von Utika, der sich lieber den Tod gegeben, als den Sturz der römischen Republik und Freiheit erleben wollte. Mit glühenden, tiefempfundenen und dann hinreißenden Worten schilderte er den Schmerz des alten Republikaners, welcher das Gebäude, das Rom Jahrhunderte lang groß und mächtig gemacht, unter der Hand eines Einzelnen hinsinken sieht. »Die Freiheit ist jeden Opfers, auch des Höchsten werth«, rief er begeistert, »neben ihr ist das Leben nur gering zu achten, denn besser ist es, frei zu sterben, wie als Slave zu leben. So fühlte Cato, als er den Verband seiner Wunden mit starker Hand abriß, damit sein edles Blut dahin ströme, welches er in ihrem Dienste in anderer Weise nicht mehr verspritzen konnte. So fließe auch das unsere, wo sie in ihrem Dienste gegen Unterdrückung und Verrath aufruft. So hat sein Beispiel allezeit auf die Nachgeborenen eingewirkt. Schlagen wir das berühmte Gedicht des Italieners Dante auf, wo finden wir Cato von Utika? Weilt er unten im dämmernden Schattenreiche, wo die edlen Griechen und Römer wallen, die gut und groß gelebt, aber den Segen der Taufe nicht empfangen haben und darum nie zu des Himmels Höhen emporsteigen können? Nein, der große Dichter, dessen eignes Herz nur für

Freiheit und die Größe seines Vaterlandes schlug, er hat diesen Einzigen an die Pforte des Purgatoriums versetzt, die er als treuer Wächter den bereuenden Seelen öffnet. Er stieß ihn nicht hinab in die Hölle, in den Raum der finsternen Selbstmörder. Daß er aus freiem Entschluß die unfreie Welt verließ, um sich die ewige Freiheit zu retten, genügt Dante's ungebeugter Seele, ihn Denen gleich zu stellen, die nach Gott und dem Himmlischen trachten. In seinen Augen hatte er sich selbst erlöst von der Knechtschaft und seine Seele gerettet, hinaus über Zeit und Ewigkeit. So dachte der christlichste Dichter, welcher je gelebt, so müssen auch wir denken von Cato's Selbstmord. Wir reichen ihm knieend die Krone des freiesten Mannes dar, und sein Beispiel soll die Nachwelt, soll die Jugend begeistern, ihm nachzustreben in der hingebendsten Liebe zu der Freiheit, im unversöhnlichsten Haß gegen die Unterdrückung!« – Er hatte geendet, strich sich die Locken aus der Stirne, warf einen Blick hinüber nach dem Platz, wo seine Mutter saß, verließ dann langsam den Katheder und kehrte auf seinen Platz zurück; ein lautes Murmeln des Beifalls begleitete ihn, der Director nickte ihm von seinem Sitze aus freundlich zu, und die Freunde empfingen ihn mit glänzenden Blicken. Wangenrode drückte ihm verstohlen die Hand und flüsterte: »Hast's brav gemacht, alter Junge; die schöne Berlinerin hat aber auch keinen Blick von Dir verwandt, und Deiner Kleinen standen sogar die Vergißmeinnichtsblümchen voll Thränen«.

210

»Das glaube ich«, antwortete Ludwig eben so leise, »meine Kleine versteht auch, was ich meine, vielleicht noch besser als Ihr«. Wangenrode hatte richtig beobachtet; Charlotte hatte mit ungetheilter und steigender Aufmerksamkeit auf Ludwig's Rede gelauscht, mit leuchtenden Augen hing sie an seinen Lippen, und als er geendet sagte sie zu ihrer Nachbarin: »Sie sind eine glückliche, glückliche Mutter!«

Die Doctorin lächelte ihr freundlich zu, aber in ihren Augen lag ein tiefer Ernst, als sie antwortete: »Glücklich ja, aber auch sorgenvoller als viele andere Mütter, der Feuerkopf wird uns noch viel zu schaffen machen!« Dann sah sie sich nach ihrem Manne um, der in einem Kreis von Männern stand, meist Beamte oder Militärpersonen, die ihn wegen des talentvollen Sohnes beglückwünschten.

Nach einigen Minuten nahm die Feier ihren Fortgang und verlief ohne weitere Störung, wie auch ohne bemerkenswerthe Leistung, es müßte denn das selbstverfaßte Gedicht gewesen sein, welches der Lyriker mit so stockender und ängstlicher Stimme vortrug, daß es dadurch allein unmög-

211 lich war, es richtig zu beurtheilen. Doch verfehlte Landmann nicht ihm nach dem Schlusse der Feier darüber die außerordentlichsten Lobsprüche zu ertheilen, während er an Ludwig kalt vorüberging. Dieser ward indessen von Mitschülern und Lehrern mit freundlichen und anerkennenden Worten überschüttet. Der Director, welcher natürlich die Rede vorher geprüft, sprach sich abermals höchst lobend darüber aus; er dachte nicht daran, daß sie etwas Aufregendes oder Staatsgefährliches enthalten könne. Las er nicht täglich die Ciceronianischen und Demosthenischen Reden in seinem Studirzimmer, warum sollte sein classisch gebildeter Schüler nicht in einem Helden des Alterthums in gleicher Weise, mit demselben Schwung dieselbe Freiheit preisen, wie es dort auch geschah? Selbst der Religionslehrer nahm keinen Anstoß an dieser unumwundenen Vertheidigung des Selbstmords. Er war damals ein Rationalist vom reinsten Wasser, der den Schülern des Gymnasiums, die doch natürlich gebildeter waren, als die übrige Schuljugend, die Wunder oft in höchst ergötzlicher Weise erklärte. Er deducirte ihnen z.B. sehr anschaulich, daß Jonas nicht wirklich im Bauche des Walfisches drei Tage und Nächte gesessen, sondern daß er sich wohl in einem Wirthshaus, genannt zum Walfisch, festgekneipt habe, und daß dies den Anlaß zu der späteren Legende gegeben. Aehnliche spassige Erklärungen hatte er für den Stillstand der Sonne, als Josua die berühmte Schlacht gegen die Philister schlug, und anderes mehr, mit welcher Exegese seine Zuhörer sehr zufrieden waren. Er ahnte damals noch nicht, daß ihn die eigenthümlichen Wechselfälle des Schicksals oder die Wandelbarkeit seines eignen Geistes noch bis zum Oberhofprediger erheben würden, an welcher hohen Stelle er sich dann natürlich aus einer sehr andern Tonart mußte vernehmen lassen.

212 Eben so gleichgültig blieb das Publikum bezüglich des tieferen Inhalts dieser Rede. Weder diesen Vätern, noch den Lehrern war es mehr als eine Stylübung, eine schöne rethorische Probe. Von der Gluth, die den Geist, das Herz beseelen mußte, welches seinen innersten Gedanken so verkörperte, hatte Niemand eine Ahnung. Aber dort an dem Gitter, nahe beim Ausgang, standen sie jetzt wieder dicht zusammen, Ludwig, Wangenrode und noch Einige Andre, mit intelligentem Gesichtsausdruck. In dieser Jugend klopfte ein warmes, feuriges Herz; ihnen war dies nicht bloß so hingesprochen, sie empfanden dabei, was gewitterschwül sich schon seither anfang über die Welt zu lagern, und die Blitze, die aus ihren Augen zuckten, sie galten nicht bloß einer poetischen Phrase, einem rednerischen Erguß, sie galten der Wirklichkeit und dem Leben, und als sie sich

scheidend die Hände reichten, schlossen sie sich fest zusammen wie noch nie, und als wollten sie damit einen geheimen Bund besiegeln, der der Gemeinheit, der Unterdrückung und Knechtschaft auf ewig den Krieg erklärte. –

Ludwig schloß sich weggehend den Eltern an, die jetzt aus dem Gewühl heraustraten und ihn freundlich bewillkomnten. Dann reichte er der Schwester die Hand, die sie leise drückte und den Bruder mit einem Blicke ansah, in dem vielleicht das erste, wahre Verständniß lag, außer dem der Freude. Charlotte, die schweigend nebenan ging, hatte es bemerkt, wie die Geschwister sich gegenseitig begrüßten, aber sie sagte Ludwig jetzt nichts. Sie hatte an diesem Nachmittag einen tiefen Blick in ein frisches, unentweihetes, allem Schönen hingeegebenes Jünglingsherz gethan, und sie wollte sich dies Herz zu gewinnen suchen in schwesterlicher Freundschaft, denn sie ahnte, daß es vielleicht bald vorurtheilslosen Schutz, wohlwollendes Verständniß bedürfen könne. –

III

Ehe sie noch das Haus erreichten, kam Arthur Hohenstein ihnen langsam entgegen. Er hatte versprochen, Charlotten draußen im Gymnasium abzuholen, und entschuldigte sich nun, nachdem sie sich gegenseitig mit heller Freude begrüßt, damit, daß ein unvorhergesehenes Geschäft ihn davon abgehalten. Der Abend war wunderschön, und Arthur schlug seiner Frau vor, noch einen Spaziergang zu machen; sie willigte freundlich ein und sagte dann: »Zuvor aber mache unsrem jungen Hausgenossen Dein Compliment über die schöne Rede, welche er soeben gehalten, es ist Schade, Arthur, daß Du sie nicht gehört hast!« Arthur wandte sich zu dem jungen Manne, der verlegen niedersah: »Es freut mich dies zu hören, aber, Sie nehmen es mir nicht übel, daß ich fehlte – Actusreden – große Kinderei. Sie wissen selbst am besten, wie viel dahinter steckt. Man stellt einige schöne Redensarten zusammen, und Alles ist gerührt, der Director obenan.«

213

Ludwig sah ihn nun groß und voll an, er wußte, wie viel von Neid in Hohenstein's Reden lag, der es nicht leicht ertrug, wenn ein Anderer in seiner Gegenwart gelobt wurde, er antwortete ruhig: »Es ist oft so, wie Sie sagen, aber mir war es keine Kinderei; was ich sagte, meinte ich auch sehr ernstlich!«

»Wird sich schon legen, lieber junger Mann«, sagte Hohenstein sarkastisch und klopfte ihm leicht auf die Schulter. Ludwig wich wie gestochen vor ihm zurück. »Phrasenmacher mögen das denken, Herr Hohenstein«, sagte er scharf, »nur ächte Gesinnung legt sich nicht, sie wächst mit uns und trägt uns zu Dem empor, was wir erstreben.«

»Schön gesagt, brav«, fuhr Hohenstein im Tone der Ueberlegenheit fort, und Ludwig hob trotzig den Kopf wie zu einer gereizten Antwort. Aber schon hatten Mutter und Schwester ihn an den Händen gefaßt: »Komm herein, Ludwig«, sagte die Mutter, »ich habe heute Abend noch die Hände voll zu thun, bis der Vater nach Hause kommt, und Du bist gewiß hungrig und durstig. Unser Thee, den Du so sehr liebst, wird bereit stehen. Es würde mich sehr gefreut haben«, fuhr sie, gegen Charlotte und ihren Mann gewendet fort, »wenn Sie mir auch das Vergnügen geschenkt hätten!«

»Danke herzlich«, antwortete Charlotte, »wir wollen den schönen Abend noch ein wenig benutzen. Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie mich mitgenommen, und auch Ihnen, Herr Brandeis, danke ich für den Genuß, den sie uns bereitet; Adieu, Gustchen!« Mit freundlichem Knopfnicken ging sie am Arm des Gatten weg, und Frau Brandeis trat mit ihren Kindern in das Haus, nachdem Ludwig noch einmal sich umgesehen und den Weggehenden mit einem langen Blick gefolgt war.

Die Beiden schritten schweigend bis vor das nahegelegene Thor, Eines unzufrieden mit dem Andern. Charlotten hatte des Gatten sonderbare, protegirende Art dem Jüngling gegenüber mißfallen, und er ärgerte sich über das Lob, das sie ihm so reichlich gespendet. Jedes nahm sich vor, dem Andern nichts darüber zu sagen, aber wo wäre je ein solcher Vorsatz gehalten worden? Arthur brach nach Männer-Art zuerst hervor: »Du verdirbst den Jungen mit Deinen Schmeicheleien«, sagte er etwas rauh, »er ist so schon eingebildet genug«. »Du vergissest, antwortete Charlotte sanft, »daß ich heute zum Erstenmal mit ihm sprach, und überdies sagte ich ihm keine Schmeichelei, sondern die Wahrheit«.

»Es mag drum sein, ich gestehe zu, daß er talentvoll ist, aber ich mag den Jungen nicht.«

»Warum nicht, was hat er Dir gethan?«

»Mir gethan? natürlich nichts! Was könnte dieses Kind mir thun? Aber sieh nur, wie weltverachtend er den Kopf trägt, wie er gleich aufbegehrt, wie er über Alles seine eigene Meinung hat. Ich kenne ihn etwas länger als Du!«

»Mein Lieber, Du vergissegst, seine Jugend mit in Anschlag zu bringen. Daß Ihr alten Leute doch immer vergeßst, wie auch Ihr gewesen seid«, fuhr sie fort, ihn mit ihrem lieblichen Lächeln ansehend, »meinst Du, ich könne mir nicht denken, daß Du auch einmal ein recht kecker Bursche gewesen bist, dem nichts recht war und der die Nase noch höher trug, als der gute Ludwig.«

215

»Nein, nein«, rief Arthur lebhaft, »ich war immer sehr bescheiden, sehr demüthig, viel zu demüthig.« –

»Nun, so sei es auch jetzt«, rief Charlotte lachend, »und bekenne, daß Du Unrecht hast, und sei freundlich und wohlwollend gegen Ludwig, wie es unsre Pflicht ist gegen die Jugend zu sein.«

Arthur lachte auch, sah ihr tief in die schönen Augen und drückte zärtlich ihre Hand an seine Brust.

»Wer so freundlich gegen die Jugend gesinnt ist, kann es auch gegen das Alter sein«, sagte plötzlich eine starke Stimme neben ihnen, daß Charlotte erschrocken zusammenfuhr; Beide sahen sich um und erblickten neben sich grüßend einen großen Mann, den wir schon unter seinem Spitznamen, dem des »Frosch«, kennen gelernt. Er war mit Arthur ziemlich nahe befreundet, schätzte ihn als seinen früheren Schüler noch von dem Gymnasium her und sprach sich bei ihm gerne über Manches aus, was er sonstwo nicht gut konnte.

»Schon seit einer Viertelstunde keuche ich Ihnen nach, meine Verehrteste«, sagte er zu Charlotte, »ich erkannte Sie an dem Wehen Ihres blauen Schleiers, und obgleich man eigentlich Neuvermählte bei ihren ersten Gängen durch Hain und Flur nicht stören soll, so überwog doch meine Lust, heute nicht allein spazieren zu gehen, mein Bedenken.«

Charlotte lachte und erwiderte: »Sie sind uns recht willkommen, Herr Doctor«, und Arthur fügte hinzu: »Ich kann es mir denken, daß Sie sich darnach sehnen, den heutigen Schulhypochonder wieder zu verlaufen.«

»Gehen wir in den Wald?« fragte der Hinzugekommene am Ende einer langen Allee von noch dünnen Lindenbäumen, die in grader Linie von dem Thore nach einem Tannenwalde führte. »Ja«, sagte Charlotte lebhaft, »dieser Wald gefällt mir bis jetzt am Besten von Allem, was ich noch hier gesehen, so nahe bei der Stadt, so bequem zu erreichen, es ist mein liebster Spaziergang.«

216

»Ich widerspreche nicht«, war des Doctors trockne Antwort, »im Frühling und Herbst liebe ich ihn auch, besonders am Abend, wenn die Sonne, wie jetzt, die Spitzen der dunklen, schlanken Bäume übergoldet.«

»Und hören Sie die Lerche?« fiel Charlotte frohlockend ein, »die drüben in dem Felde ihr Liedchen singt; so frisch und wohl wird mir's auch hier bei dem balsamischen Duft dieser grünen Tannen. Es ist doch recht schön, in Deiner Heimath, Arthur!« – »Ach ja, wenn man's obenhin betrachtet«, erwiderte er, »aber ich bewundere Sie, Doctor, wie poetisch Sie diesen Aprilabend auffassen, der anfängt, mir etwas fröstelnd über den Rücken zu laufen. Hat Landmann Sie mit seiner Poesie angesteckt?«

»Gott Lob, nein, aber heute ist es ihm gut gegangen, lassen Sie sich erzählen« – und nun erzählte er den Auftritt in dem Gymnasium, während Charlotte mit heitrem Lachen accompagnirte.

»Es ist mir doch leid für Landmann« sagte Arthur, als er geendigt.

»Leid? warum nicht gar! ich wollte, er würde noch öfter so blamirt. Dieser Mensch, der keine Idee von der Würde und dem ernstesten Beruf eines Lehrers hat. Sehen Sie, es ist schrecklich, mit einem solchen Menschen an einem Strange zu ziehen; was ich und Andre gut zu machen suchen, verdirbt er wieder.«

»Je nun, das Lehramt hat seine großen Schwierigkeiten!«

»Brauchen Sie mir nicht zu sagen; ich empfinde jeden Tag, wie wahr der weise Salomo sprach, als er sagte: ›Wer lehren will, muß leiden!‹ aber wer nicht im Stande ist, die erste Bedingung zum Lehren, die Disciplin, 217 aufrecht zu erhalten, wer nicht einmal die Ordnung in seiner Klasse handhaben kann, dem sollte man es von Rechtswegen untersagen.«

»Von Rechtswegen, was geschieht denn bei uns von Rechtswegen?«

»Nichts, Sie haben Recht, noch nie habe ich so gut begriffen, was Talleyrand sagt: O, ihr lieben Leute, ihr wißt nicht, mit wie viel Dummheit und wenig Geschick die Welt regiert wird. – Sehen Sie diesen Landmann, er ist völlig unfähigt zu seinem Amte; er soll die deutsche Sprache und Litteratur lehren; was thut er aber? er bringt die ganze Stunde mit unnützem Gerede herum, welches nicht zu der Sache gehört; Zeitungsgeklatsch, Politik, alles Mögliche verarbeitet er für sich selbst in lauten Monologen in der Stunde, und die armen Teufel müssen zuhören, werden ungeduldig, lachen ihn aus, lernen nichts und werden schließlich noch bestraft.«

»Er wirkt aber doch anregend«, wandte Arthur ein.

»Ja, anregend zur Confusion; die Unbedeutenden werden eitel, weil er ihnen glauben macht, sie seien poetische Genies, die Bedeutenden treibt er zur Wuth durch sein Geschwätz und seine Parteilichkeit.«

»Je nun, was ist da zu machen? er ist doch nun einmal vom Staate angestellt, man kann ihn nicht todt schlagen.«

»Ja, sehen Sie, das ist der Jammer, daß man darauf studiren kann, ein Lehrer zu werden, daß man ein Examen macht über seine Kenntnisse, aber Keines über seine Fähigkeit zum Unterrichten und Erziehen. Der Mann ist angestellt, folglich muß er an seinem Posten bleiben, wie schlecht er ihn auch ausfüllt.«

»Ich wiederhole Ihnen, man kann ihn doch nicht todtschlagen. Er hat diesen Beruf erwählt, er hat seine Zeit, sein Geld darauf verwendet, der Staat muß ihn erhalten.«

»Ganz gut, aber der Staat soll ihm lieber jedes Jahr seinen Gehalt geben und ihn verzehren lassen, wo er Lust hat; besser, als daß er eine Generation nach der andern verdirbt.«

218

»Ja, mein Bester, da müßte erst der Staat anders eingerichtet sein, da müßte nicht das Geld für andre Dinge gebraucht werden.«

»Freilich, freilich, für die Erziehung, für das heiligste Gut der Menschheit, da ist immer nichts da, da wird gespart und gezwackt. Nächstens fällt uns auch noch unser Pädagog-Gebäude über den Köpfen zusammen und schlägt uns sämmtlich todt, dann braucht Niemand mehr erzogen zu werden und Niemand mehr zu verziehen. Aber ich wette, dem Landmann ist dann auch wieder das Glück günstig, er wittert Alles, er ist dann sicherlich auf Urlaub verreist.«

Arthur und Charlotte mußten laut lachen und Letztere sagte: »Sie sind ja ganz wild, ich glaube, Ludwig Brandeis hat Sie mit seiner Rede so aufgeregt«.

»Liebe Frau«, antwortete der Doctor, »ich kann nicht anders, ich muß wild werden, wenn ich an unsere erbärmlichen, deutschen Zustände denke, wie sie sich bis in's Kleinste manifestiren. Da drüben in Frankreich hat die Julirevolution kaum erst ein bischen aufgeräumt, bei uns bleibt es eben immer beim Alten.«

»St! St!« stammelte Arthur und war wirklich erschrocken, so daß Charlotte verwundert zu ihm aufsah, »Sie sprechen sich zu laut darüber aus.«

»Nun«, lachte der Doctor, »ich denke, wir sind hier so ziemlich allein unter diesen Bäumen, Sie brauchen sich nicht zu fürchten, um so mehr, da ich ja weiß, daß Sie ganz dasselbe denken.«

»Denken, o, gewiß! Niemand weiß es besser, Niemand fühlt es schmerzlicher, in welcher elenden Welt wir leben; wir haben ja nichts, keine freie Bewegung, kein öffentliches Leben, keine freie Presse. O, wenn

wir eine freie Presse hätten, wie wollte ich schreiben, wie mein Herz ergießen!«

Charlotte drückte leise aber innig ihres Mannes Hand, und der Doctor sagte: »Jetzt sprechen Sie wie ich, und vorhin waren Sie ganz erschrocken!«

»Ja, man wird so ängstlich hier«, sagte Arthur wieder mit sinkender Stimme, »Herr Doctor, es bleibt doch Alles unter uns!«

»Possen«! sagte der Andre unwillig, »sollten mich doch kennen, ein alter Burschenschafter, der auf der Wartburg die sauberen Bücher mitverbrennen half, und jetzt einen Menschen verrathen? Aber, um wieder auf Ludwig Brandeis zu kommen, das ist ein Feuerkopf, liebe Frau Hohenstein, und wie der Junge spricht, so ist es ihm auch um's Herz; aus Dem kann Großes werden, wenn die Polizei nicht vorher seine Größe wittert.«

»Hat er wirklich so gut gesprochen?« sagte Arthur, »meine Frau war sehr entzückt, aber mein gutes Lottchen schwärmt gern ein wenig« – setzte er hinzu, sie zärtlich ansehend!

»Du mußt immer necken«, flüsterte Charlotte, und der Doctor sagte: »Ja, es war gut; man merkte freilich die achtzehn Jahre und die griechisch-römischen Phrasen, die unser guter Director den Jungen eingeübt, aber es war auch eignes Feuer und Verständniß dabei. Aber ich kann Euch nicht sagen, wie die Burschen mich oft dauern; da werden sie bei uns in den Gymnasien groß gezogen mit der Weisheit der Classiker, ihr Kopf brennt von den Freiheitskriegen der Griechen, und der römische Republikanismus wächst ihnen in Fleisch und Bein. Keiner unter ihnen, der sich nicht selbst in Gedanken ein kleiner Cato oder Brutus dünkt, der nicht die Falten seiner Toga um sich drapirt und sich in eine wirklich gefühlte Gluth von Bürgertugend und Bürgerstolz hineindeklamirt. Mit diesem Himmel in der Brust werden sie denn hineingestoßen in die wirkliche Welt, in unsre kleinlichen, engen Verhältnisse, in denen sich schon eine Schwalbe den Kopf einrennt, geschweige denn ein Adler. Ihre Brust glüht von Freiheitsdrang, und sie müssen Slaven werden; sie fühlen sich als Cicero und Demosthenes im Dienste der Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe zu reden befähigt, aber wo ist die Arena für die Eloquenz, die sie einmal im Leben auf dem Redectus des Gymnasiums frei entfalten durften? Schweigt! donnert ihnen überall die Polizei entgegen; schweigt! heißt es in den Gerichtssälen, denn was wissen wir von öffentlichen Gerichten? schweigt! heißt es selbst in den Kammern, wenn ihr nicht Vertrauen zu flöten wißt. Nur auf der Kanzel, da dürfen sie sprechen, aber wie, das wissen wir Lehrer am besten, denen schon tausendmal ein beklommenes

Mutterherz zugeflüstert: Meinen Sie nicht auch, Herr Doctor, mein Sohn sollte Theologie studiren, für etwas Anderes ist er zu beschränkt!«

»Sie malen schwarz«, unterbrach Arthur des Doctors Redefluß.

»Und doch noch lange nicht schwarz genug«, fuhr Jener hastig fort, »es ist genau so, wie ich Ihnen sage. Zwischen unserer sogenannten classischen Bildung und Erziehung und unserem wirklichen Staatsleben klafft ein Abgrund, in den sich noch manche edle Jünglingsgestalt opfernd hinabstürzen wird; aber ob es ihm dadurch gelingt, das Vaterland zu retten, ist eine andere Frage. Sehen Sie England an; es fällt mir gar nicht ein, das Land über Gebühr zu preisen, aber die Jugend von Eton und Oxford findet doch wenigstens dort Spielraum für ihre Kraft. Sie mögen ungestraft im Parlament und vor der Jury ihren Horaz und Aristoteles citiren, es läuft den englischen Staatsmännern nicht gleich eine Gänsehaut über den Rücken, wenn sie über Brutus ein ehrendes Wort vernehmen, und wenn ein Nero gebrandmarkt wird. Sie haben doch noch etwas von ihrer classischen Bildung, aber bei uns, du lieber Gott, wenn nicht ganz Griechenland und Rom bei unseren Abiturienten im ersten Semester auf der Universität im Bierfaß ersäuft wird, so sind es staatsgefährliche Menschen. Fort damit, sage ich, gebt den armen Teufeln Wahrheit statt der Idealität, die nur dazu dient, sie unglücklich zu machen!«

221

»Und was wollen Sie ihnen statt dessen geben?«

»Die Realität, in der sie sich wenigstens einigermaßen frei bewegen können. Positive Lehrgegenstände sollten zum Theil die alten Classiker ersetzen: Mathematik, Geometrie, Naturwissenschaften, modernen Sprachen müßte mehr Spielraum gelassen werden; das mühsame Erlernen der alten Sprachen bringt den Jungen nur wenig Nutzen, und der Geist, den sie daraus lernen, führt sie nur in's Verderben!«

Hohenstein lachte laut auf: »Wieder ein Fünkchen des Streites zwischen realer und classischer Pädagogik, der in jüngster Zeit ganz ernstlich zu entbrennen droht! In Ihrer Argumentation erkenne ich recht deutlich den Geographen, den gereisten Mann, der England und Amerika gesehen und sich die Nützlichkeitsbestrebungen dieser beiden Länder gemerkt hat.«

»Ach, lieber Freund«, sagte der Doctor stehen bleibend und Hohenstein seine Hand auf die Schulter legend, »gut, erkennen Sie mich daran, erkennen Sie aber auch den Mann, der es tiefer als je empfindet, wo Deutschland der Schuh drückt. Wir gingen bei unserm Gespräch von der Erziehung der männlichen Jugend aus. Gut, bleiben wir auf diesem Felde; Sie können es nicht läugnen, Sie müssen es selbst empfunden haben, welchen Katzen-

jammer der denkende Jüngling empfindet, wenn er anfängt, seine ihm durch die Classicität vermittelte Bildung mit Dem zu vergleichen, was er nun in der Welt leisten soll, und was sie ihm bietet«.

222 »Ich läugne es auch nicht«, rief Hohenstein, »ich habe Vieles innerlich durchgekämpft, bis ich mich einigermaßen in der Welt zurecht fand, aber ich glaube, daß nur Wenige so fühlen – und dann, wollen Sie, daß darum die Blüthe des griechischen und römischen Geistes, daß darum jenes himmlische Kleinod, das uns diese untergegangnen Völker hinterlassen, jene Kunde, wie der Mensch zum Menschen sich bildet, entzogen werde?«

223 »Glauben Sie, daß ich dieses Bildungsmittel an und für sich unterschätze? Glauben Sie, ich würde es nicht als die Krone eines besseren staatlichen Zustandes betrachten? Aber unsre Zeit braucht practische Menschen, und welche Garantie gibt uns dafür unsre Jugend? entweder träumt und schwärmt sie oder sie verkommt in Mittelmäßigkeit. Den Genialen und Gedankenreichen unter ihnen droht ein unheilvoller Kampf, in dem sie und noch manche Nachgeborene untergehen werden, und die Andern, was sind sie? Lernen, wissen, erstreben sie etwas mehr, als was ihr Fach zunächst mit sich bringt? Nur im alten Schlendrian können sie mit weiter ziehen, und sonst nichts. Diesen jungen Leuten wird einst die Verwaltung der Staatsgelder anvertraut werden, haben sie eine Ahnung von Staatsökonomie? wissen sie, wie man die Industrie eines Landes hebt? haben sie ein Herz für den Schrei des Elends, der aus den untereren Volksklassen immer vernehmlicher herauftönt? Die Rechtspflege des Landes wird ihnen anvertraut sein, wissen sie, welches Recht der alte Deutsche in seinen Wäldern handhabte? wie er sich selbst das Recht sprach, frei, nach eignen Gesetzen, nicht, wie jetzt, hinter Schloßern und Riegeln, wo der Gefangene jahrelang in einer Untersuchungshaft seufzt, aus der er vielleicht schuldlos entlassen werden muß? Sehen Sie, dies sind die Stützen unsrer deutschen Staaten; Schwärmer, die Alles umzustürzen bereit sind, und Dummköpfe, eben so bornirt wie die Väter, die keinen Begriff haben von dem, was wirklich noth thut. So gehen sie aus unsren Lehranstalten hervor, dies sind die Keime, die dort in sie hineingepflanzt werden; sagen Sie nun, wo liegt die gesunde Vermittlung anders als in der Pflege der practischen Wissenschaften, damit es wenigstens materiell bei uns besser werde, da wir's politisch doch so bald nicht erreichen werden!«

Charlotte hatte dem Manne mit aufmerksamer Spannung gelauscht, und das höfliche Gesicht des »Frosches« erschien ihr jetzt fast schön; als er geendet, winkte sie ihm freundlich zu und sagte lebhaft: »Ich glaube,

Sie haben Recht, Herr Doctor, was Sie sagen, ist mir nicht unbekannt, ich habe es in Berlin auch schon in ähnlicher Weise aussprechen hören.« Der Doctor fuhr mit dem Tuch über die Stirne, die er sich ganz heiß geredet, und sagte: »In Berlin? ich dachte, da kümmere man sich nur um Aesthetik und Frömmigkeit?«

»Gottlob ja«, rief Hohenstein, »daß man sich dort noch nicht um die leidige Politik kümmert, dabei geht alle Poesie, aller Schwung zu Grunde! Aber kommt, wir müssen umkehren, es ist spät«, fuhr er fort, und setzte dann noch spöttisch hinzu: »ich will nicht hoffen, daß uns die heilige Hermandad unterwegs abfaßt wegen unsrer hochverrätherischen Reden!«

Sie wandelten wieder der Stadt entgegen, in der einzelne trübe Oellampen – von Gas wußte man damals noch nichts – zu schimmern begannen; Charlotte unterhielt sich lebhaft mit dem Doctor, welcher ihr von seinen Reisen erzählte, die er zu einer Zeit unternommen, wo er befürchten mußte, wegen einiger burschenschaftlichen Verbindungen, die er von der Universität her unterhalten hatte, in Untersuchung gezogen zu werden, wie es einigen seiner Freunde erging. Die Sache war ohne alle Bedeutung, aber man fürchtete sich schon damals mit vollem Recht vor dem geheimen Strafverfahren und der Demagogenriechelei.

Er zog es vor, einige Jahre in's Ausland zu gehen, und als er zurückkehrte, gelang es einigen einflußreichen Verwandten und Freunden, ihm die Stelle am Gymnasium zu verschaffen, was um so eher ging, als man es auch andererseits wünschenswerth fand, einen Mann von seinen Kenntnissen zu gewinnen. Doch betrachtete man ihn immer noch allgemein als einen Demagogen, wie man damals die Leute nannte, welche sich zuweilen erlaubte eine andere Meinung, als die Regierung, zu haben. Doch galt er nicht für gefährlich, und seine eigenthümliche Art zu sprechen, gewann ihm gewissermaßen das Recht, sich freier über Manches zu äußern, als dies sonst gebräuchlich war. Er gebrauchte außerdem die kleine Politik, immer nur erzählend auf die staatlichen Verhältnisse Englands und Amerikas hinzuweisen, seine Zuhörer mochten sich dann davon abnehmen und vergleichen, so viel ihnen gut dünkte. So war er nach und nach in einem Kreise von Lehrern, kleineren Beamten und einigen unabhängigen Leuten zur einer Art Autorität geworden, an die man sich in politischen Streitigkeiten, welche durch die Julirevolution und die Ereignisse in Polen selbst in den engsten Kreisen hervorgerufen waren, wandte. In einer Zeit, wo das Summen einer Fliege schon Furcht und Verdacht erregte, konnte dies natürlich nicht ganz ohne Anstoß bleiben, aber so

beschränkt und schlecht auch damals schon die Regierungsweise war, es blieb doch einer späteren Zeit aufbehalten, die Leute ihrer bloßen Meinung wegen zu bestrafen. Man fühlte sich noch ganz sicher, und wie sehr man auch überall Verschwörung und Umsturz zu wittern suchte, um durch eclatante Bestrafung noch besser zu zeigen, wie fest und mächtig man sich wähnte, schlich doch nicht das Grauen einer wirklichen Revolution durch die Glieder der deutschen Machtinhaber. Man ließ also den Doctor ruhig »schwadroniren«, wie man sich in der Residenz ausdrückte, und konnte es um so eher, als er immer laut und heftig gegen den Unsinn von geheimen Verschwörungen declamirte.

Man redete wenig auf dem Heimweg; das vorausgegangene Gespräch war so reich an Anregungen gewesen, daß Jedes das Gesprochene noch einmal überdachte. Fast hatten sie das Thor erreicht, welches in die Stadt führte, als ihnen zugleich eine ungewöhnliche Bewegung in der Nähe desselben auffiel. »Was bedeutet dies?« rief der Doctor, »sehen Sie einmal, der Posten wird doppelt besetzt, dort stehen einige Offiziere mit Schärpen als Zeichen, daß sie im Dienste sind, und eine ganze Legion von Polizeidienern scheint aus der Erde zu wachsen!«

Kaum hatte er ausgesprochen, als sich bereits zwei dieser Individuen ihnen näherten und sie scharf beaugenscheinigten.

»Wo kommen Sie her? legitimiren Sie sich«, sagte der Eine ziemlich barsch zu Hohenstein, so daß Alle drei laut lachen mußten.

»Wir kommen aus dem Walde und gehen direct zu Bette«, antwortete Hohenstein mit komischem Ernste, aber der Diener der heiligen Herman-dad verstand durchaus keinen Humor. »Sie sind wohl auch so ein Krawaller?« sagte er so grob, daß beiden Männern das Blut zu Gesichte stieg, und Charlotte sich ängstlich an ihren Mann drückte. Ehe jedoch der Letztere antworten konnte, trat ihnen einer der Offiziere grüßend entgegen, er kannte die Beiden und begriff nicht, was die Polizei mit ihnen wollte.

»Nun, Hauptmann«, rief ihm der Doctor zu, »was ist? warum kann ein friedlicher Bürger nicht mehr ruhig sein Nachtquartier beziehen?«

Der Hauptmann, eine große, stattliche Figur, mit einer gewaltigen Stimme, rief laut schallend, so daß sich sogleich ein Haufe Neugieriger um sie herum gruppirte:

»Schöne Geschichten das! Haben Sie noch nichts gehört? Drüben in Frankfurt war gestern Abend Krawall. Die Studenten stürmten die Hauptwache, zogen nach dem Bundespalais, haben die Schildwachen ermordet; es war eine ganze Revolution!«

»Nun und« –? fragten die Andern gespannt.

»Nun, man hat sie zusammengehauen wie altes Eisen, die dummen Jungen, wie es ihnen gehört für ihre Kindereien. Hätte ich sie nur Alle hier, ich ließe Einen nach dem Andern durchkarwatschen«.

»Aber warum denn hier diese Anstalten, fürchtet man etwa, daß sie einen Ueberfall gegen die Residenz im Schilde führen?« fragte der Doctor sarkastisch.

226

»Ja, sollten uns nur kommen, so etwas passirt hier nicht, kann nur drüben in dem verfluchten, republikanischen Neste geschehen; aber zwischen sollen uns doch die sauberen Vögel nicht, ganz Frankfurt steckt voll von dem Gelichter. Man wußte die Sache hier schon am Morgen, aber es ward noch ein wenig vertuscht, die Nachrichten waren zu ungenau; gegen Abend kam aber bestimmte Meldung des Vorgangs hierher und die Bitte, auf die Fliehenden zu fahnden. Viele sind noch in Frankfurt versteckt und suchen sich unter Verkleidungen durchzuschleichen.«

»Die armen, jungen Leute«! seufzte Charlotte.

»Sagen Sie lieber die Galgenvögel, schöne Frau«, rief der Hauptmann mit seiner lauten Stimme, denn er war bekannt als galanter Mann und hatte die hübsche Fremde auf den ersten Blick erkannt, »wozu brauchen sie sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angehen! Sind sie dafür auf der Universität? Sie sollen studiren, duelliren und sich meinetwegen alle Tage betrinken, aber sich nichts um den Staat bekümmern, der ist nicht für sie da. Das sind aber die verfluchten Revolutionsideen, die ihnen von den Canaillen, von den Demagogen in die Ohren geblasen werden! Wenn die Kerle doch nur Alle einen Kopf hätten, und ich dürfte ihnen denselben abschlagen!« Diese letzten Worte begleitete er mit einem scharfen Seitenblick auf den Doctor, der dessen Sinn sehr wohl verstand. Er griff nach dem Hute und sagte trocken: »Ich danke Ihnen recht sehr, Herr Hauptmann, für Ihre Auskunft, aber wir dürfen Sie wohl Ihrer Dienstpflicht nicht länger entziehen«.

»Thut nichts, ich hoffe nur, wir machen einen rechten Fang, guten Abend, meine Herrschaften«. Er erhob mit gewandter Verbeugung die Rechte zum Rande seines Tschakos und entfernte sich mit langen Schritten.

»Welche rohe, gemeine Sprache!« rief Charlotte, als sie, die auch weiter gegangen waren, nicht mehr gehört werden konnten. »Ein so trauriges und unbegreifliches Ereigniß, welches gewiß eine Menge achtbarer Familien in Trauer stürzt, mit solchen Worten abzumachen!«

227

»Das ist der Fanatismus der Unterthanentreue, meine liebe Frau«, sagte der Doctor, von Charlotten's warmen Worten sichtlich erwärmt, »und das ganze Ereigniß ist«, fuhr er fast wehmüthig fort, »der traurige Schlußaccord zu unserem vorhinigen Gespräch!«

»Dies ist aber nicht einmal jugendliche Schwärmerei, dies ist jugendliche Tollheit«, brach endlich Hohenstein sein Schweigen.

»Mit der Tollheit fängt die Weltgeschichte alle ihre großen Ereignisse an«, sagte der Doctor, »mir fuhr die Erzählung des Hauptmanns durch Mark und Bein; diese ersten Zuckungen des neuen jugendlichen Geistes mögen wie Krämpfe aussehen, aber sie sind in Wahrheit das erste Wetterleuchten, welches eine neue Zukunft über Deutschland heraufführen wird«.

»Doctor, Doctor, sehen Sie sich vor, sie fangen an zu schwärmen; nichts als galvanische Zuckungen sind es, Rückschläge, die der electriche Funke der französischen Julirevolution künstlich hervorruft!«

Der Doctor blieb stehen und legte seine Hand auf Hohenstein's Schulter: »O, Mensch, Gelehrter, Dichter, der Du vor mir stehst, verstehst Du so wenig das Walten des Weltgeistes? Glaubst Du wirklich, daß solche Dinge willkürlich hervorgerufen werden, daß Einzelne Revolutionen, oder nenne es mit dem verächtlichen Namen Krawalle machen? Hältst Du die Menschen wirklich für Marionetten und den Enthusiasmus, der erst zu tollen, dann zu kühnen, zuletzt zu überlegten Plänen treibt, für ein bloßes Speiteufelchen? Nein, mein Bester, jeder nach vorwärts treibenden That liegt eine Idee zum Grunde, und diese Ideen, welche ich hier leuchten sehe, wird kein Hauptmann mehr herauskarwatschen, und wenn ihre Zahl Legion wäre! Aber jetzt gute Nacht, ich muß in den Clubb und Näheres über die Sache zu hören suchen – – ei, ei, germanische Jugend, steht es so mit dir, trittst du wirklich die Kinderschuhe aus, aber weißt du auch, welche Dornenkronen auf dich warten?« –

Mit diesen Worten, die der seltsame Mann zuletzt nur noch vor sich hinmurmelte, wie vergessend, daß er nicht allein war, wandte er sich rasch um und verschwand um die nächste Ecke. Beide sahen ihm einen Augenblick nach, dann hob Charlotte das Auge zu ihrem Manne empor; beim Schimmer des Sternenhimmels konnte er sehen, daß helle Thränen darin glänzten. »Wie erregt Du bist, meine Liebe«, sagte er zärtlich, »komm', lass' uns nach Hause gehen!«

»Dies war ein seltsamer Tag«, sagte Charlotte, »mir ist, als hätte ich noch nie so viel von Außen her erlebt; o, die armen, jungen Leute, wenn nur Keiner in die Hände dieses Hauptmanns fällt!«

»Es wird ihnen so schlimm nicht gehen«, tröstete ihr Mann, »die Regierungen sind human, man wird eine solche Jugendthorheit milde beurtheilen. Kümmere Dich nicht um diese unerquickliche Wirklichkeit; wir flüchten uns aus ihr in das schöne Reich der Poesie, tief hinein nach Indien, meine Gazelle, was gehen uns diese Studenten und ihre wüste Politik an?«

IV

Indessen saß die Doctorin Brandeis mit ihren beiden ältesten Kindern, Ludwig und Gustchen, in einem kleinen Stübchen neben dem Wohnzimmer, wo die jüngeren Kinder ihre Schulaufgaben machten oder ruhig spielten. Die vielbeschäftigte, rührige Hausfrau dachte nicht daran, dies einfache Winkelchen ihr Boudoir zu nennen, wie eine Salondame es gethan hätte; das Stübchen war einfach, aber in diesem Stübchen war sie glücklicher, als eine Fürstin in ihrem reichverzierten Schmollwinkel. Um diese Zeit, gegen Abend, stand oft, nicht jeden Tag fand sich dazu Zeit und Gelegenheit, neben dem niederen eisernen Ofen ein kleiner Tisch mit dem nöthigen Theegeschrir versehen, in welchem Gustchen emsig waltete und für die liebe Mutter ein feines Theebutterbrod bereitete. An dem Tischchen saßen Frau Brandeis und Ludwig, und dies war für Mutter und Kinder die schönste, gemüthlichste Zeit des Tages; da schütteten sie vor dem Auge der Mutter alle ihre kleinen Geheimnisse und ihren Herzenskummer aus. Da erzählte Ludwig mit geballter Hand und zitternder Stimme von seinen endlosen Fehden mit dem allgemeinen Schulfinde, dem Doctor Landmann, da beschwichtigte ihn die Mutter, und da lachte ihn Gustchen aus, wenn er zwischendurch die Tanzstunde, die er auf Wunsch der Eltern besuchen mußte, verwünschte und ihre Bekanntinnen alberne Dinger nannte, mit denen sich kein vernünftiges Wort reden lasse. »Dafür sagen sie auch von Dir«, rief sie lebhaft aus, »Du wärest ein so gelehrter Herr, daß sie sich Alle fürchten, mit Dir zu tanzen, und auf's Tanzen kommt es doch am Ende allein an. Ach, Gott! wie schön ist das, so herumzuwalzen«, und damit tanzte sie, das Brod in der einen, das Wasser in der andern Hand, im Zimmer herum. Ludwig und die Mutter mußten hellauf lachen, dann sagte der Erstere: »Ja, wenn Alle so unschuldig wären, wie Du, und nur nach dem Tanzen fragten, dann ließe ich es mir noch gefallen, aber es sind eitle, verliebte Dinger, die nur die Cour gemacht haben wollen und mit uns kokettiren.«

229

Gustchen sah ihren Bruder erstaunt an: »Ich weiß gar nicht, was das ist: Cour machen und kokettiren, und die Andern wissen es gewiß auch nicht!«

230 »Darum sollst Du es auch nicht lernen«, sagte Ludwig eifrig, »und so lange ich etwas zu sagen habe, kommst Du mir gewiß nicht in die große Tanzstunde!«

Gustchen seufzte: »Es muß doch gar schön dort sein, ich möchte gern«, fügte sie hinzu und blickte verstohlen nach der Mutter.

»Laßt es gut sein, Kinder«, sagte nun die Mutter beschwichtigend, »Gustchen hat Recht, daß sie ihre Freundinnen gegen Dich vertheidigt, Ludwig, und Ludwig hat Recht, Gustchen, daß er nicht wünscht, Dich in der großen Tanzstunde zu sehen. Es geschieht dort gewiß nichts Unrechtes, aber ich sehe mein Gustchen lieber unter meinen eignen Augen mit dem Brodlaib herumwalzen, als in einem fremden Raum, wo freilich nur halbe Kinder zusammen sind, aber darum auch manche Kinderei entsteht, die für das ganze übrige Leben verderblich ist. Und Du weißt, was ich Dir versprochen habe. Ehe Ludwig die Universität bezieht, lade ich alle Eure jungen Freunde und Freundinnen hierher in's Haus, und da sollst Du tanzen, Gustchen, bis an den Morgen, wenn Du nicht müde wirst.«

Gustchen hüpfte hoch auf: »Gewiß werde ich es nicht, und ich bin ja schon wieder ganz zufrieden«, rief sie munter und faßte die Mutter zärtlich um den Hals, dann fuhr sie zu Ludwig gewendet fort: »Nun, Herr Professor, Urquell der Weisheit, Hohepriester der Vernunft, hast Du nicht wieder etwas in der Tasche, dem ich andächtig lauschen muß, wenn ich kaum die Hälfte davon verstehe?«

231 »Du würdest es schon besser verstehen, wenn Du nicht immer Puppensachen arbeitetest«, antwortete Ludwig gleichfalls lachend, mit der Hand über ihre rothe Wange streichend, »aber es thut nichts, höre nur zu«, und damit öffnete er Tieck's Phantasus und begann mit dem warmen Interesse, der enthusiastischen Freude der Jugend Mutter und Schwester die Zauber-mähren des genialen Dichters vorzulesen. Dies waren die Stunden, welche Frau Brandeis und ihre Kinder nicht mit den glänzendsten Vergnügungen vertauscht hätten, und wobei es fast fraglich war, wer sich am meisten darnach sehnte. Und wie gering waren die äußeren Mittel, die sie zuerst an den kleinen Raum fesselten und dann durch die höheren Bezüge, welche ihrem Zusammensein entströmten, darin festhielten. Der warme Ofen, die gemüthliche Tasse Thee, der helle Schimmer der Lampe luden die Kinder unwiderstehlich ein, den Abend bei der Mutter zuzubringen,

statt draußen andre Gesellschaft aufzusuchen. Schnell entwickelte sich daraus das geistige Zusammenleben; was Ludwig fühlte und dachte, tobte und stürmte er in diesen Abendstunden aus, und was er sagte, interessirte Gustchen tausendmal mehr, als alles Gerede ihrer Freundinnen, weckte ihr geistiges Interesse, indem er Alles, was er den Tag über gelernt und studirt, hier laut verarbeitete. An diese Ergießungen schloß sich bald die Lectüre an, er war stolz, Mutter und Schwester mit Homer vertraut zu machen, denn Erstere war eine kaum weniger naive und erstaunte Zuhörerinnen, als ihr Töchterchen; dann kamen die Dichter der romantischen Schule, welche damals in allen Köpfen spuckten, an die Reihe, und Gustchen ward immer roth und verlegen, wenn sie ihren Freundinnen gelegentlich erklären mußte, wer Tieck und Brentano waren und sie dann von ihnen als ein Wunder der Gelehrsamkeit angestaunt, aber auch zugleich – um der Wahrheit ganz die Ehre zu geben – im Innern ein wenig von ihnen verspottet wurde. Trotz ihrer Belesenheit war das Gustchen im Uebrigen doch gar zu dumm; sie wollte es nie begreifen, daß die Freundin Clara ganz entsetzlich in Ludwig verliebt war und dringend der Hülfe seiner Schwester bedurfte, wie sehr auch Clara das Köpfchen auf die Seite neigte, wenn sie ihr mit Ludwig begegnete und mit einem langen, schmachthenden Seitenblick seinen Gruß erwiderte. Ihr selbst war es unbegreiflich, weshalb Ludwig's kleiner Freund jeden Tag wenigstens dreimal an dem Fenster vorübertrabte, wo ihr Arbeitstischchen stand, und wenn er sie erblickte, die rothe Mütze bis auf die Erde herabzog, und ebenso wenig konnte sie sich erklären, warum ihr Vetter, der neugebackene Caddett, der fast immer auf den Fußspitzen ging, um darzuthun, daß er die reglementsmäßige Länge habe, und der aus der steifen Uniformskravatte, die ihm fast den Hals zuschnürte, so roth wie ein Krebs hervorsah, noch röther ward, wenn er seine schuldige Sonntagmorgenvisite bei der Tante abstattete. An Gustchens unschuldiger Unbefangenheit glitten alle diese drohenden Anzeichen aufsteigender Leidenschaften wirkungslos ab, sie tanzte und sang, half der Mutter in der Haushaltung, disputirte mit dem Bruder, ließ sich bald von ihm unterhalten, bald abkanzeln, denn er wollte durchaus nicht, daß sein Gustchen so ein »eitles Gäschen« würde, wie die meisten ihrer Bekanntinnen, aber am liebsten war es ihr, wenn sie ein Stündchen ungestört für ihren Puppenstaat, den sie gemeinschaftlich mit ihrer Busenfreundin besaß, ein neues Kleid oder sonstigen Putz arbeiten konnte, und die Mutter ließ sie stille gewähren. Es war ihr recht, daß Gustchen Kind blieb, so lange als möglich, und die Fertigkeit, welche die

kleinen Hände bei dem Verfertigen der zierlichen Puppentoilette erlangten, sollte ihnen bei wirklicher Arbeit schon zu Gute kommen. –

An dem heutigen Abend nun, wo wir das Kleeblatt in seinem kleinen Sanssouci vereinigt finden, drehte sich die Unterhaltung um ernstere Dinge, als um Tanzstunden oder romantische Märchen. Mutter und Schwester waren noch ganz erfüllt von Ludwigs Rede und dem Erfolg, welchen er damit gehabt; endlich erinnerte sich auch Frau Brandeis an das letzte Zusammentreffen mit ihren Hausgenossen:

»Ludwig«, sagte sie sanft, »es hat mir nicht gefallen, daß Du dem Doctor so hochfahrend begegnetest; Du mußt nun nicht gleich eitel werden, mein Söhnchen«, setzte sie zärtlich hinzu, dem Liebling über die gelockten Haare streichend.

233 »Wahrhaftig Mutter, das bin ich nicht«, rief der lebhaftige Jüngling erregt, »aber ich kann den Doctor nicht leiden, weil er ein Neidhammel ist!«

»Ludwig, Ludwig«, sagte die Mutter, »wie gehst Du wieder in das Extrem!« und Gustchen fügte hinzu: »Ja, wenn ich so etwas gesagt hätte, würde der Herr Bruder gleich rufen: ›Da sieht man wieder, wie die Frauenzimmer übertreiben!‹«

»Und ich sage es noch einmal«, rief Ludwig, indem er unmuthig aufstand, »warum soll man denn ewig mit der Wahrheit hinter dem Berg halten und die Dinge nicht beim rechten Namen nennen? Ich kann dies nun einmal nicht!« Damit warf er sich wieder aufgeregt auf seinen Sitz.

»Ludwig«, sagte die Mutter mit besorgter Stimme, »Du glaubst nicht, wie mich diese Heftigkeit an Dir ängstigt, und es wird schlimmer damit, statt besser, trotz Deines Versprechens, Dich mäßigen zu wollen. So willst Du nun hinaus in die Welt, selbst mit Fremden verkehren lernen, – o, wie werde ich um Dich bangen, wenn ich Dich nicht mehr unter meiner Hand und Leitung weiß.«

Ludwig faßte die Hand der Mutter, drückte sie an sich und sah ihr dann liebevoll in die Augen: »Warum erschrickst Du gleich so, wenn mein Tollkopf einmal überkocht«, sagte er weich, »Du weißt es ja von meinen Kindertagen her, wie mich jede Ungerechtigkeit empört, die ich an mir oder Anderen erfahre, wie ich nichts so tief hasse, als das Achselzucken und das höfliche Scherwenzeln, hinter dem nichts als Lüge steckt; und so einer ist der Doctor, trotz seiner vorgeblichen Dichternatur! Dabei kann er es nicht vertragen, wenn ein Anderer den kleinsten geistigen Erfolg erringt, und wenn es selbst ein armer, unbedeutender Gymnasiast ist, wie ich«.

»Ich kann nicht leugnen, daß mir vorhin sein Benehmen Dir gegenüber auch nicht gefiel«, sagte die Doctorin ruhig, »aber es ist nicht der Mühe werth, so darüber aufzubrausen«. Frau Brandeis war so vernünftig und gerecht, auch der Jugend und besonders ihren Kindern gegenüber der Wahrheit die Ehre zu geben, dadurch lenkte sie dieselben weit sicherer zur Mäßigung und Besonnenheit, als wenn sie ihnen, wie Aeltere dies den Jüngeren meist nur zu gerne thun, ohne Weiteres ihre Wahrnehmung bestritten und als eingebildet hingestellt hätte. Dadurch, daß sie auf ihre Kinder einging, sie als urtheilsfähige Menschen betrachtete und mit ihnen discutirte, nicht disputirte, erwarb sie sich deren unbedingtes Vertrauen, und ließen sie sich der Mutter gegenüber vollständig gehen. Auch jetzt verfehlte ihr einfaches Zugeständniß seine Wirkung auf Ludwig nicht, und er erwiderte: »Der Doctor hatte gar nicht ganz Unrecht mit seiner Behauptung, die Actusreden seien kaum mehr als eine Spielerei, aber die Art, wie er es sagte, war widerwärtig«.

234

»Dafür suchte es aber seine Frau wieder gut zu machen«, fiel Gustchen feurig ein, »sie ist gar zu lieb, ich bin ganz verliebt in die junge Frau!«

»Das ist recht, sei nur ganz froh, wenn sie sich ein wenig Deiner annimmt, Gustchen, wenn ich fort bin. Der Doctor ist die prächtige Frau gar nicht werth. Wenn ich ihren blauen Schleier sehe, muß ich immer an den Kaiser Octavian denken und an die schöne Prinzessin, die mit wallendem blauem Schleier auf dem weißen Zelter durch den frischen, grünen Wald reitet«.

»Nicht wahr, Ludwig, das ist die Romantik? ja, ja, ich erinnere mich noch ganz genau, und so sieht sie wirklich aus. Ich kann zwar nicht recht begreifen, wer das eigentlich sein soll, die Romantik, aber das Märchen für sich allein ist gar zu schön.«

»Nun, so halte Dich an's Märchen, bis Du das Uebrige verstehst«, sagte Ludwig, der Mutter mit etwas wichtiger Miene zulächelnd, »und jetzt beeile Dich und spüle die Tassen und Kannen, daß nicht der Mutter alles auf dem Halse bleibt!«

»Wird schon geschehen. Herr Bruder!« antwortete etwas pikirt Gustchen, die sich nicht gerne an eine häusliche Pflicht erinnern ließ, weil im Haus die Sage ging, daß sie lieber über den Büchern als in der Küche saß, und weil sie darum doppelt ehrgeizig war, ihrer Pflicht zu genügen.

235

»Ich werde Dich der Frau Romantik, wie Ihr die Doctorin nennt, nächstens recht warm an's Herz legen, mein Gustchen«, sagte die Doctorin, ehe diese das Zimmer mit ihren Tassen verließ, »und –«

»Mutter, der Vater ist nach Hause gekommen«, riefen plötzlich vier Stimmen auf einmal an der Thüre, indem diese hastig geöffnet wurde und zwei kleine Knaben und Mädchen einließ. »Recht Kinder, ich komme schon«, war die rasche Antwort und im nächsten Moment war die Mutter schon vor der Thüre draußen, die Kinderschaar vor sich her schiebend. Noch einmal wandte sie sich um und rief: »Ludwig! um acht Uhr wird zu Nacht gegessen, komme nicht zu spät, der Vater wird heute allerlei mit Dir sprechen wollen!«

»Ich komme, Mutter«, war die Antwort, die sie kaum mehr hörte in ihrer Eile.

»Mein Alter war heute doch einmal im Leben zufrieden mit mir«, sagte Ludwig sich langsam erhebend, »es kommt nicht oft vor!« Dann ging er einigemal in dem engen Zimmer auf und ab, trat dann an's Fenster, trommelte an den Scheiben und sagte: »Frau Romantik soll sie heißen! Das war ein guter Einfall von der Mutter.

Es wallen ihr die Locken
So dunkel um Stirn und Wangen,
Wie blauer Blumen Glocken,
Die süßen Augen prangen,
Und ihrer Stimme Klingen
Ist wie der Harfe Ton,
So hört' im Traume singen,
Ich Engelslippen schon!« –

236

»O, ich alter Esel«, rief Ludwig, sich plötzlich selbst unterbrechend, nachdem er eine Weile träumend gestanden und die obigen Worte mit leiser Stimme vor sich hingedichtet hatte, »da stehe ich und mache Verse an die Frau Romantik, die so prosaisch war, das verkannte und nie erkannt werdende Doctorgenie zu heirathen. Wenn das die Andern gehört hätten, die sollten mich gut ausspotten, aber ich muß noch einmal zu den Jungens, ich habe es ihnen fest versprochen«. Damit ergriff er seine Mütze und stürmte so hastig hinaus, daß er beinahe das arme Gustchen, das in hausmütterlicher Geschäftigkeit mit seinen reinen Tassen wieder herein kam, umgerannt hätte!

V

Einige Stunden später fand sich die Familie des Doctor Brandeis friedlich vereint um den großen, viereckigen, nußbaumenen Eßtisch, dessen vier Seiten vollständig durch die Eltern und die sechs Kinder besetzt waren. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um die Vorfällenheiten des heutigen Actus und ward vorzugsweise zwischen Ludwig und den Eltern geführt, während die Jüngeren aufmerksam zuhörten. Der Vater gab wiederholt seine Zufriedenheit mit Ludwigs wohlgelungner Rede zu erkennen, was ein so strahlendes Lächeln auf dem Antlitz seiner Frau hervorrief, daß Ludwigs Augen sich unwillkürlich mit Thränen füllten, als er ihrem zärtlichen Mutterblick begegnete. Was hatte sie nicht schon gelitten, wie viel gebeten, wie viel vermittelt, um den heftig aufstrebenden Sohn und den strengen entschiedenen Vater gegenseitig in gutem Einvernehmen zu erhalten. Die Harmonie des heutigen Abends war ihrem Mutterherzen ein süßer, reicher Lohn, ein Moment, aus dem sie neue Kraft zu neuem unermüdlichen Wirken sog. – Nachdem der Tisch abgeräumt war, schob der Vater seinen Sessel etwas zurück, setzte sich behaglich darin zurecht, zündete seine Pfeife an und überschaute mit zufriedennem Lächeln den frischen Kinderkranz. Es war dies die einzige Stunde des Tages, wo der fleißige, unermüdlich thätige Mann sich Ruhe und Erholung gönnte, und nicht leicht durfte eines der Kinder um diese Zeit an dem elterlichen Tische fehlen. Nur Ludwig ging gewöhnlich bald weg, um noch in seinem Zimmer zu arbeiten, aber dies war nicht blos ein Vorwand, um dann den Abend mit den Kameraden zuzubringen, sondern er arbeitete wirklich angestrengt, oft zu lange, was der Mutter oft bange Sorge bereitete. Am heutigen Abende blieb er natürlich da, und nachdem die Mutter eine große Schüssel voll Linsen auf den Tisch ausgeleert hatte, die ganze Gesellschaft einladend, sich an der Arbeit des Auslesens zu betheiligen, schob er seinen Stuhl zwischen die beiden jüngsten Schwestern und fing an eifrig auszulesen. Sein Beispiel bewog den 15jährigen Fritz, der noch zaudernd dasaß, gleichfalls an dem banausischen Geschäfte Theil zu nehmen. Als die verhängnißvolle Schüssel in der Ferne sichtbar ward, fing er bereits an, etwas von Horaz und Elendt-präpariren hinzumurmeln, nun jedoch hielt er es nicht mehr unter seiner Gymnasialschülerwürde, eine von Aschenbrödelchens Tauben vorzustellen – wobei er nicht ermangelte, mit scharfen Blicken die ausgelesenen Linsenhäufchen der Schwestern zu mustern, ob sich nicht etwa noch ein vergessenes Gersten- oder Wicken-

237

korn darin finde, in dieser Weise vollständig den werdenden Sinn des Mannes bekundend, der selbst das ihm Fernliegende mit größerer Genauigkeit ausführt, als das Mädchen. Um so größere Freude gewährte es Ludwig, dem kleinen Pedanten gegenüber unvermerkt den reingelesenen Linsen der Schwesterchen wieder einen Theil des Ausgestoßenen einzuverleiben, was Fritz zu einer heftigen Anklage bei der Mutter reizte und die unschuldig Angegriffnen zu nicht minder lebhaften Vertheidigungen.

238 Endlich verrieth sich der Uebelthäter selbst durch sein lautes Gelächter, und obgleich die Mutter mißbilligend sagte: »Ludwig, du machst mir die Kinder noch ganz schlimm mit Deinem ewigen Necken«, schienen doch die Geneckten, nachdem sie erst wußten, woher der Streich kam, durchaus nicht beleidigt. Der Ludwig dürfte sie necken, nur vom Fritz könnten sie das Hofmeistern nicht leiden – so erklärten die beiden Gekränkten und begannen unverdrossen auf's Neue den Gersten- und Wickenkörnern den Krieg zu erklären. Der Vater hatte schmunzelnd den kleinen Vorgang mit angesehen, denn, abgesehen von der Neckerei, gab es kaum ein angenehmeres Bild für sein Auge, als wenn er seine ganze Familie, groß und klein, bei einer nützlichen Arbeit vereinigt erblickte. Seine eigne Jugend war erfüllt gewesen von Arbeit und Schaffen, an sich selbst hatte er den Werth erkannt, welcher für's ganze Leben daraus erwächst, wenn der Mensch, was auch später sein Beruf sei, schon frühe in practischer Thätigkeit geübt wird. So duldete er auch bei den Kindern nie ein faules Herumschlendern, auch das Kleinste mußte schon mit anpacken, wo es galt. Leider werden sie immer seltner, diese Familien, welche, den gebildeten Ständen angehörend und Bildung im vollsten Sinne pflegend, doch nicht blos den Mägden die materiellen Sorgen überlassen, sondern wo Mutter und Kinder vereint sich um eine Menge der täglichen Lebensbedürfnisse bemühen, und so die kleinen Hände von früh auf mit bauen lernen an dem Wohlstand des Hauses, der auch wirklich zum Theil ihrem kindlichen Fleiße zugeschrieben werden darf.

Noch einmal übersah der Vater lächelnd die emsigen Arbeiter, dann sagte er, nachdem er sich lange im Innern überlegt, ob er vor den Kindern davon sprechen solle, während doch zuletzt das Interesse an der Sache überwog: »Sag' einmal, Ludwig, hast Du nichts von Frankfurt gehört?«

239 Ludwig hob den Kopf, sah den Vater an und sagte: »Nein, Vater!«

»Gewiß nicht?« fuhr Jener fort und blickte ihn fest an.

»Wahrhaftig nicht, aber was ist denn?« fragte er, nun seinerseits gespannt.

Der Vater sah sich noch einmal im Zimmer um, dann sprach er mit gedämpfter Stimme: »Ich habe es vorhin in der Stadt gehört, es soll gestern Abend Krawall in Frankfurt gewesen sein?«

»Krawall?« wiederholte Ludwig erstaunt, »haben sich die Bäcker und Metzger wieder einmal durchgeprügelt?

»Nein, die Sache ist schlimmer, Studenten wollten den Bundespalast und die Constablerwache stürmen, es soll eine Schildwache ermordet worden sein, Genaueres weiß man noch nicht.«

»Haben sie gesiegt?« rief Ludwig und sprang hoch von seinem Stuhle auf.

»Studentenkrawall«, wiederholte die Mutter, indem sie die fleißigen Hände sinken ließ und nach ihrem Manne umsah, der plötzlich in ganz verändertem Tone sagte:

»Ludwig, wie dumm, wie können sie gesiegt haben? Einfältige Bubenstreiche sind das, von Kindern, die nicht einmal überlegten, wie nahe die Bundesfestung ist; noch in der Nacht wurden Preußen und Oesterreicher von Mainz hinüber geschickt, um den Bundespalast zu schützen.«

Ludwig hatte sich wieder gesetzt und sah finster vor sich hin: »Freilich, es ist Unsinn, baarer Unsinn«, sagte er, »eine Handvoll Studenten gegen das brutale Soldatenvolk, das überall wie Pilze aus der Erde wächst; aber dem miserablen Bundestag mag das kleine Erdbeben doch wohl bekommen!«

»Ludwig, Ludwig«, sagte der Vater, »rede nicht so.«

»Was kann ich dazu, wenn es nun einmal so ist!« fuhr Ludwig dagegen auf.

»Du brauchst es nicht zu sagen«, antwortete der Vater heftig, »es ist schon schlimm genug, daß Du es denkst.«

»Ach, streitet Euch nicht«, fiel die Mutter unruhig ein, »ich bin nur froh, daß wir den Ludwig noch in Sicherheit hier haben, daß er die Universität noch nicht bezogen hat. Gott, Kind, wenn Du mir je in eine solche Geschichte verstrickt würdest!«

»Sei ruhig, Mutter«, antwortete Ludwig sanft, »ich weiß, daß Verschwörungen nie etwas nützen; ich hasse die Tyrannei, aber ich werde mich doch nie in solche Dinge einlassen.«

»Du solltest mir auch nur mit derartigen Geschichten kommen«, begann der Vater wieder mit so heftig strengem Ton, daß Ludwig purpurroth ward und den Kopf wieder stolz zurückwarf, »was soll überhaupt das

Gerede von Tyrannen? wenn man Dich hört, sollte man glauben, man wäre von lauter Despoten umringt und seines Lebens nicht sicher«.

So sprach derselbe Mann, der sich wenige Stunden vorher nicht genug an der Rede seines Sohnes erfreuen konnte, in welcher noch viel heftiger gegen die Tyrannei deklamirt wurde. Aber dabei handelte es sich freilich um römische Tyrannen und weit entlegene Zeiten – und wie sehr entschuldigte sein ängstliches Vaterherz diese Inconsequenz. Ludwig war eben trotz des Augenblinkens der Mutter im Begriff eine heftige Antwort zu geben, als zum Glück die kleine Sophie plötzlich mit lauter Stimme ausbrach: »Ludwig, was ist denn das, ein Krawall?« Sie hatte die ganze Zeit über das seltsame Wort nachgesonnen und sich endlich, da nichts dabei herauskam, an ihr nie fehlendes Conversations-Lexikon, an Ludwig, gewandt. Alle lachten, bis auf Fritz, der verächtlich ob des dummen Mädchens die Achseln zuckte und mit mathematischer Pünktlichkeit die ausgelesenen Körner in eine Düte für seine Vögel sammelte.

241 Ludwig nahm die Kleine auf den Schooß und sagte: »Wenn Du Dich des Morgens von Gustchen nicht ruhig anziehen lässest, Gustchen Dich bei der Mutter verklagt, die Mutter Dich zankt, Gustchen Dich schilt, und Du weinst, das ist ein Krawall!«

Zum Erstenmal stiegen der Kleinen Zweifel gegen den Bruder auf, sie sagte kleinlaut: »Es ist nicht wahr, Du machst mich nur etwas weis, Mutter, sag' Du mir's«.

Aber ehe die Mutter antworten konnte, gab es ein großes Geräusch auf dem Vorplatz, und eine tiefe Männerstimme fragte hastig nach dem Doctor.

»Kreuzdonnerwetter«, sagte der Doctor und stellte seine Pfeife unsanft hin, »hat es denn heute noch keine Ruhe, ein Doctor ist doch der geplagteste Mensch auf Gottes Erdboden!«

In diesem Augenblick öffnete das Mädchen die Thüre, und ohne lange Umstände trat hinter ihr ein Polizeidiener herein.

»Guten Abend, Herr Doctor«, sagte der Mann athemlos, »kommen Sie doch gleich mit mir nach dem Hospital, es hat ein Unglück gegeben«.

»Nun, was ist's, Baumann?«

Baumann sah einen Moment über die Kinder hin, dann sagte er: »Nun, die ganze Stadt erfährt es doch. Sie wissen, es war gestern Krawall in Frankfurt; die ganze Stadt steckt voll Studenten, die sich nun heimlich davon zu machen suchen. Wir bekamen heute schon in aller Frühe Befehl, genau auf Alles zu spekuliren, was zum Thor hereinkommt; es hat sich

aber nichts Verdächtiges gezeigt, bis vor einer Stunde droben am Gitterthor ein Bauernwagen hielt mit drei jungen Bürschchen darauf, die für diese Fahrgelegenheit viel zu fein aussahen. Daß sie am entgegengesetzten Ende der Frankfurter Chaussee ankamen, konnte natürlich eine wohllobliche Polizei nicht irre führen. Sie wurden scharf in's Verhör genommen, konnten sich nicht legitimiren, wurden arretirt und sollten für die Nacht auf die Thorwache gebracht werden. Sie machten höllisch verzweifelte Gesichter, als wir sie so in unsere Mitte nahmen, und zwei von ihnen, die wohl Brüder sein mögen, so ähnlich sind sie sich, schlangen sich im Gehen einander die Arme um den Hals. Der Dritte, ein schlanker, schöner Mensch, ging ein wenig hinterdrein. Wir führten sie, weil es näher ist, durch den Schloßgarten, unter den hohen Bäumen war es ziemlich dunkel, auf einmal blitzt und knallt es, und im nächsten Augenblick fällt mir Einer von ihnen wie sterbend in den Arm«.

242

Ein lauter Schrei scholl von den Lippen der Kinder, die bisher in athemloser Spannung an den Lippen des Erzählenden gehangen hatten. Aus Ludwig's Brust quoll ein dumpfer Seufzer, indem er Gustchen's Hand ergriff, während sich ihre Augen mit Thränen füllten.

»Das ist ja eine entsetzliche Geschichte«, sagte die Mutter leise, und der Vater fragte: »Ist der Unglückliche todt?« – »Es scheint nicht so«, fuhr der Angeredete unerschüttert fort, »er hat sich in die Brust geschossen, und ein Blutstrom schoß aus der Wunde. Einen Augenblick noch schlug er wie wüthend um sich, als ich ihn festhalten wollte, dann sank er nieder. Wir legten ihn auf den Rasen, und ein Theil unsrer Leute lief auf die Schloßwache nach einer Bahre, auf die wir den Ohnmächtigen legten. Dann trugen sie ihn nach dem Hospital, wo er jetzt schon sein wird, und ich lief hierher, um Sie zu holen. Kommen Sie nur schnell mit und vergessen Sie Ihre Instrumente nicht, denn er athmete noch leise, als wir ihn auf die Bahre hoben.«

»Und was thaten die beiden Andern?« fragte der Doctor, ganz erschüttert von dem Gehörten.

»Sie geberdeten sich wie unsinnig; sie hatten den Kopf ganz verloren und hätten uns während des Schreckens und der Verwirrung ganz gut durchgehen können, aber sie jammerten nur laut um den Kameraden. Einer von unseren Leuten meint, es müßten Söhne eines Herrn von H. aus W. sein; er hat Verwandte dort und kennt fast alle Leute, sie sehen sehr vornehm aus«.

»Es ist entsetzlich«, sagte der Doctor, »aber nun kommt, Baumann, ich bin fertig«. Während des Gespräches hatte er sich mit Hülfe der Gattin angekleidet; während er jetzt den Hut aus ihren Händen nahm, sagte er: »Bleibst Du auf, Luise, bis ich wieder komme?«

»Gewiß«, antwortete sie, denn sie wußte, es war dem lebhaften Manne Bedürfniß, sich noch über das Erlebte auszusprechen, ehe er zur Ruhe ging.

Er entfernte sich, und eine Viertelstunde lang währte es wenigstens, bis die Mutter die Kinder bewegen konnte, sich zur Ruhe zu begeben. Was sie gehört, hatte sie in die lebhafteste Aufregung versetzt, wenn sie es auch nur halb begriffen. Was sie bis jetzt von derartigen Vorgängen gehört, bezog sich auf Leute niederen Standes, auf gemeine Verbrecher – Arretirung, Selbstmord, diese fürchterliche Vorstellung wußten sie sich nicht mit Studenten, d.h. mit Leuten ihres Standes, zusammenzureimen. Fritz weinte und sagte, er wolle die zwei gefangenen Brüder befreien, ein Verlangen, in welches die beiden kleinen Schwestern lebhaft einstimmten. Die Mutter hatte ihre liebe Noth, bis sie sie Alle ruhig in den Betten hatte; dann kehrte sie in das Wohnzimmer zurück. Dort saßen Ludwig und Gustchen dicht nebeneinander, Beide bleich und zitternd und erst ruhiger werdend, nachdem sie noch einmal mit der Mutter das ganze Ereigniß durchgesprochen hatten. –

»Was wohl der Doctor und seine Frau dazu sagen mögen!« fuhr Gustchen auf einmal heraus.

»Er macht vielleicht ein rührendes Gedicht darüber«, antwortete Ludwig spöttisch.

Was der Doctor und seine Frau zu dem ersten Theil der Begebenheit gesagt hatten, ist uns bekannt. Er dachte jetzt schon längst nicht mehr daran, sondern ging beim Lampenschein unruhig im Zimmer auf und ab, manchmal blieb er stehen und schrieb einige Worte auf ein Papier, das auf dem Tische lag, dann schritt er wieder leise vor sich hinmurmeln weiter. Adolph dichtete – seine Phantasie trug ihn weit fort nach Indien und mühte sich Bilder aufzufinden aus einer landschaftlichen Welt, die sein Auge nie geschaut, und wie er auch sann und träumte, immer wieder war es nur ein geliehenes Bild, ein Product seiner Studien, was sich ihm künstlich vor die Seele stellte. In gleicher Weise mühte sich sein Geist, die seltsam verschlungenen Versmaße der orientalischen Dichtung dem Gedanken und der Metapher anzupassen, die er sich endlich mühsam herausgeklaubt hatte. Es war in der That ein schweres Werk, und Char-

lotte mußte unwillkürlich seufzen, indem sie ihn beobachtete. So schwer hatte sie sich die Kunst des Dichtens nicht gedacht, nicht geahnt, daß die Inspiration der Stunde sich so bleischwer auf Apollo's Söhne legen könne und sie zu zermalmen drohe, statt sie auf leichter Schwinge emporzuheben. – Sie hatte sich niedergelegt, aber kein Schlaf sank auf ihr Auge, stundenlang sah sie durch die offene Thüre ihres Cabinets dem Arbeitenden zu, alle Zweifel, jede Sorge, jeden Kleinmuth, die den Schaffenden so oft unter der Arbeit beschleicht, durchlebte sie mit ihm, indem sie sich nur auf den Morgen freute, der ihr die Blüthe der Nacht duftend entgegentragen würde. Wohl bangte ihr, daß der Geliebte sich zu sehr ermüden möge, sie öffnete schon die Lippen, ihn mit sanfter Bitte zu bewegen, sich niederzulegen – aber durfte sie die heilige Stunde unterbrechen? Wenn ein Schatz gehoben wird, muß es nicht im tiefsten Schweigen geschehen? So schwieg sie und schaute, bis die Lampe immer düstrer brannte und die Uhr schon Mitternacht geschlagen hatte. Endlich hob Adolph das Blatt empor, um es durchzulesen; was da stand, war die mühsame Frucht schon mancher halbdurchwachten Nacht. Auf einmal schüttelte er das Haupt, faltete das Papier ganz klein zusammen und hielt es in das Licht der Lampe, nach einer Secunde lag es als Asche in Adolphs Hand. Er betrachtete sie einen Augenblick, dann blies er sie hinweg und sagte leise: »Es ist doch nur Flickwerk; meine Studien sind noch nicht tief genug; die Gegenstände müssen mir erst objectiv werden.« Damit suchte er sein Lager auf, einen Blick auf Charlotte werfend, die, den Kopf tief in die Kissen gedrückt, zu schlafen schien. In Wahrheit aber quoll ein heißer Thränenstrom aus ihren überwachten Augen! –

245

Es wurde noch später, bis endlich der Doctor erschöpft nach Hause kam. Es war ihm lieb, daß er die ältesten Kinder bei der Mutter wachend fand, obgleich er eigentlich nicht beabsichtigte, auch ihnen das Gesehene mitzuthemen. Schon wandte er sich nach kurzem Gruß nach seinem Zimmer, aber alle Augen hingen so fragend, so erwartungsvoll an seinen Lippen, daß er sich fast unwillkürlich in den Sessel niederließ, die Theilnahme der Seinigen zu befriedigen. Doch vergingen einige Minuten, ehe er zu sprechen anfang, bis endlich Gustchen, die nicht länger an sich halten konnte, in die Frage ausbrach: »Vater, lebt der arme Mensch noch?« – »Nur Geduld«, war die Antwort, denn der Vater ließ sich nicht gerne direct fragen, »ich muß mich nur erst ein wenig erholen.« Endlich fing er an zu erzählen: »Der unglückliche Mensch lebt noch, aber ob wir ihn durchbringen werden, steht noch sehr dahin. Das ist ein ganz despe-

rater Kerl, er hat mich halbtodt gemacht. Als ich in das Hospital kam, fand ich ihn bei Besinnung, aber während ich die Wunde untersuchte, ward er wieder ohnmächtig. Die Kugel steckt noch zwischen den Rippen, doch scheint es nicht, als ob edlere Theile verletzt wären. Er war zu schwach durch den starken Blutverlust, als daß ich es hätte wagen dürfen, die Kugel herauszuziehen; ich legte also den Verband an, dann trug man ihn in ein frisches Bett und rieb ihm die Stirne mit stärkendem Wasser, so daß er nach einiger Zeit die Augen wieder aufschlug und mit Verständniß um sich sah. Aber nie werde ich diesen Blick, in dem mit dem wiederkehrenden Bewußtsein auch die Erinnerung an das Geschehene sich immer deutlicher malte, vergessen. Auf einmal blickte er wild um sich, sein Blick fiel auf die Polizeisolddaten, mit fast übermenschlicher Kraft schnellte er sich empor, riß, ehe wir's hindern konnten, den Verband los und sank dann gebrochenen Auges zurück, während ein neuer Blutstrom aus der Wunde schoß«.

Hier hielt der Doctor einen Augenblick bewegt inne, die Mutter und Gustchen schluchzten, Ludwig ging stürmisch im Zimmer auf und ab, vor sich hinmurmeln: »Cato! Cato!« Der Doctor fuhr fort: »Mit unsäglicher Mühe gelang es mir, das Blut zu stillen und einen neuen Verband anzulegen, doch war der Arme mehr todt als lebend, als wir ihn endlich wieder ruhig hinbetteten.«

»Und hoffst Du ihn zu retten?« fragte die Doctorin.

Ihr Mann zuckte die Achseln: »Ich weiß es nicht, gesunde Jugendkraft vermag viel, aber jetzt ist er dem Tode näher als dem Leben. O, Gott, wie machen sich diese jungen Leute doch so unglücklich!«

»Hast Du nichts von den beiden andern gehört?« sagte Gustchen nach einer Pause schüchtern.

»Ja wohl«, lautete die Antwort, »in ihrer Bestürzung hatte sie die Wache gleichfalls in das Hospital geführt und in einem der unteren Zimmer eingeschlossen, bis sie dann später auf eines der Thorgefängnisse gebracht wurden. Es sind wirklich Brüder, zwei junge Adlige aus W. Die Frau des Portier erzählte mir, daß sie fortwährend einander in den Armen hielten und schluchzten und weinten, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Dazwischen jammerten sie um ihre arme Mutter, wie sich diese betrüben würde wegen ihres Schicksals. Mein Herz zitterte vor Schmerz, als die Frau es mir erzählte«.

»Ha«, rief Ludwig heftig, »Fluch über ein Regiment, das solche Opfer verlangt, solche Ausbrüche hervorruft!« Die Eltern und Gustchen fuhren

erschrocken auf: »Ludwig!« bat die Mutter mit flehender Stimme, »Ludwig« warnte Gustchen erschrocken, und »Ludwig« sagte der Vater mit strengem Ton, »Ludwig!« wiederholte er noch ernster, »wie kannst Du ein so thörrichtes Beginnen entschuldigen wollen? ich sage auch ›Fluch!‹, aber über Die, welche die übermüthige, unvernünftige Jugend zu solchen Thorheiten hindrängen, für die sie die Kastanien aus dem Feuer holen müssen!«

247

Ludwig sah mit verschränkten Armen finster vor sich hin: »Vater«, sagte er, »kannst Du Dir nicht denken, daß die Jugend aus eigenem Antrieb die Partei des Rechts ergreift, daß sie in stolzem Muthe für die Freiheit in die Schranken tritt und ihr Herzblut dafür vergießt.«

»Du sprichst Unsinn«, rief der Vater heftig, »was soll das heißen, Freiheit, Recht, wer beeinträchtigt Deine Freiheit, wer nimmt Dir Dein Recht? Dumme Buben sind es, die selbst nicht wissen, was sie wollen. Komme mir nur nie mehr mit solchen Redensarten, ich will nicht hoffen, daß Du jemals Dich und Deine Eltern so unglücklich machst, wie diese verrückten Menschen, die ich da gesehen!«

Als Ludwig trotzig schwieg, stand der Vater auf und sagte: »Morgen reden wir weiter davon, der verfluchte Demagogenschwindel soll Dich nicht auch anstecken. Komm' Mutter, ich bin schrecklich müde, ich muß mich niederlegen!«

Eilends nahm die Mutter das Licht und ging dem Gatten voran, den Kindern »Gute Nacht!« zurufend. Als die Thüre sich hinter ihnen geschlossen, sagte Ludwig mit bittrem Lachen: »Siehst Du, Gustchen, am Nachmittag hat der Vater für meinen Cato geschwärmt, und nun ein wirklicher Cato ihm begegnet, hat er nichts als Scheltworte für ihn! Und so werden's alle Graubärte machen, die mich mit ihm bewundert, nur die Jugend kann sich noch für große Thaten und Gedanken begeistern!«

»Aber Ludwig«, sagte Gustchen, »thörricht scheint mir dieses Unternehmen doch auch gewesen zu sein!«

»Ich spreche nicht von dem Unternehmen«, sagte er, indem sein Auge heller blitzte, »ich spreche von dem Gefühl, das sie überhaupt zu einer That begeisterte in unsrer thatenarmen Zeit. O, Gustchen«, fuhr er fort, die Schwester an sich ziehend, »Du bist zwar nur ein Mädchen, aber kannst Du es nicht empfinden, daß es groß und herrlich ist, für eine Idee zu leiden und selbst zu sterben? Dieser Student, der sich mit eigner Hand den Tod geben wollte, als er den Schergen der Gewalt verfiel, ist ein Märtyrer, ein wahrer Freiheitsheld!«

248

»Ja, das ist er«, antwortete Gustchen mit gehobener Stimme, »o, Ludwig, wenn wir ihn sehen, wenn wir etwas für ihn thun könnten!«

Fest umschlossen hielten sich die beiden Geschwister und sahen einander in die strahlenden Augen, in denen Thränen glänzten. Weit, weit hinter ihnen schien plötzlich die kleine Welt zu liegen, in der sie sich bis jetzt bewegt, in denen ihre Wünsche und Gedanken ihre Ziele fanden. Mit einem Schlage war die Welt der Wirklichkeit, der Contraste, des Kampfes vor ihnen aufgethan; das Leben sah sie an mit ernsten, gramerfüllten Zügen, aber ihre Phantasie, der hohe Schwung ihres reinen, naiven Gefühls wob einen Heiligenschein um die fremden Erscheinungen und zeigte ihnen diese Wirklichkeit in einem schönen, erhabenen, aber trügerischen Lichte. –

VI

249

Seit der französischen Revolution hatte sich eine trübe, sorgenschwere Zeit über Deutschland gelagert. Ein neuer Tag war im Anbrechen, aber statt der Morgenröthe führte er düstre Wolken, Sturm und Gewitter herauf. Es konnte nicht anders sein. Einem politisch völlig unentwickelten Volke standen eben so unreife, eben so wenig politisch gebildete Regierungen gegenüber. Als die schmachvolle Fremdherrschaft gebrochen war, als das deutsche Volk, vornehmlich durch Englands Vorbild belehrt, sich daran erinnerte, daß es auch dereinst in grauer Vorzeit sein eigen Recht mit eigener Hand verwaltet, daß das uralte germanische Bewußtsein auf demokratischem Boden ruhte, da beanspruchte es als Lohn für seine Anstrengungen dem fremden Dränger gegenüber, wieder selbstständig Theil zu nehmen an seinen heiligsten Interessen, sich selbst zu regieren, nach selbst gegebenen Gesetzen. Aber Deutschland glich dem Kranken, der nach langem Siechthum den Gebrauch seiner Glieder verloren hat und sich erst nach und nach daran gewöhnen muß, sie wieder gebrauchen zu lernen. Was England besaß, die Möglichkeit einer gesunden zeitgemäßen Entwicklung auf rechtlicher Grundlage, das lag noch wie eine ferne, ferne Insel weit weg, und nannte auch der Deutsche mit stolzem Muthe die Flaggen, welche sein Schiff bewimpelten: »Verfassung, freie Presse, Schwurgericht«, so waren dies trotz aller schönrednerischen Versprechungen nichts als Worte, Worte, deren eigentlichen Sinn nur die Wenigsten verstanden. Regierende wie Regierte waren gleich unfähig, den schönen Traum schnell zur Erfüllung zu bringen; wohl lag viel an der Böswilligkeit der Ersteren,

aber nicht Alles, eben so viel an ihrer eignen politischen Unreife. Wie konnte ein im Amt ergrauter geheimer Richter sich nur denken, in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung mitzuwirken? wie konnte ein Minister sich nur bis zu der Vorstellung erheben, einer Kammer Rechenschaft über sein Thun abzulegen? wie konnte einer der Staatsmandarinen, und hätte er auch erst in dreißig Jahren die Pfauenfeder zu erwarten gehabt, sich eine öffentliche, gedruckte Kritik seines Verhaltens gefallen lassen mögen? Der damalige Polizeistaat war gewiß noch mehr das Product der Unwissenheit, der Unbildung, der kindischen Furcht vor den Studirten, als der persönlichen Böswilligkeit der Fürsten. Dieses ganze, unter der Knechtschaft erzeugte und erzogene Geschlecht konnte sich nicht an den scharfen Luftzug der freien Bewegung gewöhnen, es war mehr dumm als böse. Nicht minder versunken und blöde waren Bürger und Bauern, wenige kleine Landestheile ausgenommen. Kaum fing der vierte Stand an sich von den Wunden des Krieges etwas zu erholen, und nur beschäftigt mit seiner materiellen Wohlfahrt, kam es ihm nicht in den Sinn, sich um die geistigen Güter, die er der Nation sollte erringen helfen, zu kümmern. Das Gesetz galt ihnen nur als eine Nothwehr gegen Den, der sie etwa in ihrem nächsten Rechte kränken würde, gegen den Dieb und Mörder; von seiner hohen Bedeutung, seiner sittlichenden Kraft, die es ausübt, wo der freie Mann es selbst übt und durch seine Vertreter mitüberwacht, hatten sie kaum eine Ahnung. Nur soviel war ihnen als dunkle Tradition der Leiden des 18. Jahrhunderts geblieben, daß alles, was Regierung hieß, ihnen mehr als Feind, wie als Freund gegenüber stand; und wenn sie einen Hauch von Freiheit spürten, so benutzten sie ihn höchstens, hie und da ihrem Haß gegen die nächsten Dränger, den Kreis- oder Landrath Luft zu geben; aber was sie dabei von Beschwerden gegen die Fürsten selbst vorbrachten, waren nicht mehr als allgemeine, landläufige Phrasen. Aus diesem Chaos der Elemente erhob sich allerdings eine kleine intelligente Minorität, die mit tiefem Schmerz die Kluft betrachtete, welche die alte Zeit von der neuen schied. Wer sollte da hinüber helfen mit kühnem Sprunge? Worte allein thaten es nicht, aber nur Worte hatten sie, und selbst diese nicht mehr, als das freie Wort mehr als je durch die Bundestagsbeschlüsse von 1832 geknebelt war. Wohl nur den wenigsten der Männer, die man in jener Zeit halb verächtlich mit dem Namen: Demagogen oder die Schwarzen! bezeichnete, war es nicht bewußt, daß die halbe Schuld der trüben Zeit an dem Volke selbst lag, daß man vorerst dieses Volk selbst zur Freiheit hätte heranbilden müssen, aber wo fanden sie die

250

251 Mittel hierzu? Die Presse war geknebelt, der Lehrerstand, aus dem, zu seiner Ehre sei es gesagt, nicht ein geringer Theil jenes intelligenten und vorwärts treibenden Häufleins bestand, streng bewacht. Das Lehren der deutschen Geschichte in den Anstalten war verpönt, das Andenken der Jahre 1813 und 1814 suchte man so viel als möglich auszulöschen; selbst solche Bücher, welche die Befreiung Deutschlands vom Römerjoch erzählten, welche der deutschen Jugend den deutschen Heroen Hermann vorführten, wurden nur heimlich gelesen.

Der Sinn der Jugend wurde von dem Vaterländischen abgelenkt und in die klassische Zeit zurückgeführt, Griechisch und Latein sollten sie lernen, aber kein Deutsch.

Aber des Geistes einer Zeit läßt sich nicht spotten. Die meisten Männer, welche an Gymnasien und Universitäten lehrten, waren Zeitgenossen Herder's, Schiller's und Göthe's gewesen, in ihnen pulste noch ein Nachhall von dem Aufschwung des poetischen Geistes in Deutschland; sie maßen und zählten mit ihren Schülern nicht bloß Silben, sie führten sie auch in den Geist jener alten Literaturen und damit in den Geist der Völker ein, die sie erzeugt hatten. Zu diesen Anschauungen gesellte sich, bald schön belebend, bald wie ein feines Gift den Geist durchdringend, je nach der natürlichen Anlage der Einzelnen, der romantische Geist, welcher noch im vollsten Nachhall um jene Zeit Deutschland durchzog. Göthe war dem Tode nah, um Tieck's jüngere Gestalt gruppirt sich der Rest. Was der Geist in dem grauen Alterthum Großes und Herrliches geschaut, wollte der romantische Sinn dieser Jünglinge erleben, wollte es der Wirklichkeit einverleiben. Die Brust von klassischen Idealen erfüllt, das Herz von trunkner Schwärmerei gehoben, so traten sie der kalten, grauen Wirklichkeit entgegen. Zu jeder Zeit war es die schwärmende, die enthusiastische Jugend, welche, sich selbstvergessend, wie im Spiele Blut und Leben für einen höheren Zweck zu opfern am geneigtesten war. Als Roms Erde sich spaltete und das Orakel zur Sühne für den zürnenden Gott das Edelste der Stadt verlangte, da war es kein Mann, kein Greis, sondern ein Jüngling war es, der im vollen Waffenschmuck sich ohne Besinnen hinabstürzte, und über ihm schloß sich der gähnende Schlund. Aehnlich lagen die Verhältnisse in Deutschland. Es bedurfte einer That, um das Volk aus seiner Lethargie aufzurütteln, und wäre diese That auch noch so tollkühn, noch so unüberlegt gewesen. Anders lassen sich wohl die gebrandmarkten, die viel und mit Recht geschmähten Vorfälle in Frankfurt nicht deuten. Die eigentlichen Leiter jener Bewegung, die im Dunklen blieben, können

252

unmöglich an ein augenblickliches Gelingen ihrer Pläne gedacht haben; sie wollten nur erschüttern, wollten mit einem Schlag das Bewußtsein des Volkes auf jenen Punkt lenken, von welchem aus sich das Verderben über Deutschland auszuspannen schien und zum Theil auch wirklich ausspann. Ihre Rekruten suchten und fanden sie auf den deutschen Universitäten, unter der intelligentesten Jugend eines jeden deutschen Stammes. Der Schlag, der in Frankfurt geführt werden sollte, bezog sich nicht auf einzelne Theile des Vaterlandes, er hatte das Ganze im Auge, es war das erste Zucken jener Bewegung, deren Oscillationen seitdem beständig stärker und heftiger das deutsche Volk bewegen, der Zug nach endlichem Zustandekommen »deutscher Einheit«. In diesem Sinne darf man das Unternehmen, wie toll es auch aussah, wie kindisch oder vielmehr wie naiv es auch ausgeführt wurde, doch nie genielos nennen. Die Regierungen fühlten dies auch tiefer, als das Volk, selbst der gebildete Theil desselben. Man begriff nicht die Anstrengungen, welche man machte, eine Handvoll junger Leute in seine Gewalt zu bekommen, man verdamnte die Animosität, die Härte, welche sich gegen die Gefangenen kund gab – man kann es heute nur entschuldigen mit dem Instinkt der Angegriffenen, die es unabweislich fühlten, daß der erste Schlag der Axt ihren morschen Lebensbaum getroffen hatte. Sie, die jungen Sturmvögel der Freiheit, sie mußten freilich untergehen, und nur den Wenigsten war es vergönnt, das Ende dieser und nachfolgender Bestrebungen zu erleben. Man hat sie vielfach geschmäht, vielfach gescholten, man hat vergessen, daß es ein Anderes ist, ob eine übermüthige Jugend sich unberufenerweise das Recht anmaßt, die Welt in Verwirrung zu stürzen, oder ob Das, was sie that, nur der erste Ring einer Kette von Ereignissen bildete, die sich folgerecht aus den Verhältnissen entwickeln mußte und die früher oder später jenes Gelingen krönen wird und muß, das wir als das Fortschreiten des National- und Weltgeistes erkennen und bezeichnen.

253

Darum lenkt der Dichter gerne den Blick zurück auf diese Anfänge großer geschichtlicher Entwicklungen, darum sucht er gerne die edlen Impulse auf, die eine undankbare Nachwelt so gerne als Thorheit brandmarkt. Wir preisen andre Völker ob ihres politischen Märtyrerthums, wir sehen bewundernd auf die polnischen und italienischen Frauen und vergessen, wie viel schon deutsche Mütter, deutsche Schwestern und Bräute für die Freiheit gelitten, welche Thränensaat ausgestreut wurde in jenen Jahren der Verfolgung, der unerbittlichsten Strafen, der grausamsten Härte gegen Deutschlands aufstrebende Söhne. –

Wir kehren zu unsrer Erzählung, zu dem bis dahin friedlichen Familienkreise des Doctor Brandeis zurück. Was ganz Deutschland emporschreckte, das plötzliche Ereigniß, dies flog wie ein zündender Funke in die jugendlichen Gemüther. Was wußten sie freilich, Ludwig ausgenommen, vom Bundestag und den deutschen Verhältnissen? Was sie beschäftigte, was ihnen die Sache zu unendlicher Wichtigkeit erhob und sie viel länger beschäftigte, als dies sonst möglich gewesen wäre, das war die greifbare Gestalt des »verwundeten Studenten«, durch ihn fingen sie bis zum Jüngsten herab plötzlich an, sich für Dinge zu interessiren, die sonst dem Kinde fern liegen. Sie wollten wissen, warum der arme Mensch sich in die Brust geschossen, sie ballten die kleinen Hände, als Gustchen ihnen erklärte, er habe sich für die Freiheit geopfert, etwa wie Tell dem Geßler gegenüber, und nun wußten sie genug. Es ist ein wunderbarer Klang in diesem Worte »Freiheit«! Selbst Die, welche es nie in seiner allgemeinsten Bedeutung begreifen, treibt es zur Schwärmerei, und selbst der Roheste, in dessen Brust nicht jeder Funke für etwas Höheres erloschen ist, fühlt sich bei dessen Nennung von einem unbestimmten Drange erhoben und begeistert. So ging es den vier jüngeren Kindern des Doctors unbewußt, so seinen beiden Aeltesten mit Bewußtsein. Sie konnten es alle kaum erwarten, bis Nachmittags der Vater nach Hause kam, bis sie hörten, wie es dem Fremden ging, und sie waren entzückt, als der Vater ihnen endlich sagte, er hoffe, ihn dem Leben zu erhalten; ihrem heitren Sinne erschien das Leben noch als der Güter Höchstes. Die Mutter bemühte sich, so viel an ihr war, die unruhige Schaar zu dämpfen, sie auf ihre Schul-Arbeiten und Kinderspiele zurückzuverweisen, aber kaum war der Eindruck etwas verblaßt, so frischte ein neues Ereigniß ihn wieder auf.

Kaum waren drei Tage nach dem verhängnißvollen Abend verflossen, als abermals ein Diener der heiligen Hermandad, Herr Urhahn, erschien und den Doctor aufsuchte. Er war nicht zu Hause, und als ihn Frau Brandeis fragte, um was es sich handle, und wo ihr Mann zu finden sei, entdeckte er ihr endlich geheimnißvoll, daß der Herr Polizeiwachtmeister sich vor einer Stunde in den »Tümpel«, einen großen Teich vor der Stadt, gestürzt habe, um sich zu ertränken. Die Doctorin und die Kinder, welche, es war ein Sonntag Nachmittag, um die Mutter versammelt waren, schrieen laut auf, der Mann beruhigte sie aber damit, daß der Herr Wachtmeister noch zeitig genug gerettet worden sei und gegenwärtig bereits in seinem Bette liege, wo ihm jedoch ärztliche Hülfe dringend vonnöthen sei.

»Aber mein Gott«, sagte Frau Brandeis, »was ist dem Mann nur eingefallen? Seine Frau mag schön erschrocken sein, und was wird die Tante dazu sagen?«

255

»Da hat nun die gute Frau einmal Ursache wirklich betrübt zu sein«, sagte Ludwig spottend, »das Unglück hat ihr gewiß auch vorher geahnt«. Die Mutter blinkte ihm zu, aber der Polizei-Mann der den Spott nicht merkte, was nicht zu verwundern, da man noch nie gehört, daß die Polizei zum Humor geneigt, antwortete ernsthaft, indem er seinen Schnurrbart drehte: »In der That, es hat der Frau Wachtmeisterin geahnt; sie hatte in Voraussicht des Unglücks eine Spielparthie zum Kaffee eingeladen, und so war sie doch nicht allein, als ihr der Mann tiefend und halb todt in's Haus gebracht wurde«.

»Nun, das ist gut«, sagte die Doctorin, »aber weiß man nicht, was den Mann dazu antrieb?«

»Was sonst«, antwortete Herr Urhahn mit schneidendem Hohn, »als diese verfluchte Demagogengeschichte, diese Schwarzen mit ihrem Frankfurter Attentat. Man hat den Mann auf's schrecklichste in seiner Dienstehre gekränkt – aber ich darf weiter nichts sagen. Guten Tag Frau Doctorin, ich gehe den Herrn Doctor aufzusuchen«. Damit grüßte er mit militärischer Haltung und ging, die Uebrigen in gespannter Erwartung und sich in Vermuthungen erschöpfend, zurücklassend. –

VII

An diesem nämlichen Sonntag-Nachmittag war in der behaglichen Wohnung des Herrn Polizeiwachtmeisters Eisenstein eine sehr würdige Gesellschaft versammelt. In dem freundlichen Wohnzimmer, an dessen Fenstern im warmen Sonnenschein Primeln und Hyacinthen dufteten und mit dem Wohlgeruch kämpften, der einer silbernen Kaffee-Kanne entstieg, saß auf dem Sopha eine sehr stattliche Dame, der man es nicht ansah, wie nahe sie den siebenzig stand. Zu ihrem jugendlichen Aussehen trug ihre Toilette bei, die nach Schnitt und Farbe nichts weniger als im Geschmack einer Matrone eingerichtet war, jedoch durch die Haltung, mit der sie getragen wurde, nichts weniger als unangenehm auffiel. Es war die verwitwete Frau Obristin Daniels, eine Tante von Frau Brandeis und ohne Zweifel das hervorragendste Mitglied dieser Versammlung, durch ihre Manieren und ihren stolzen Anstand, welchem der Ehrenplatz an dem wohlbesetzten Kaffeetisch ganz und gar zukam. Fast eben so stolz

256

thronte neben ihr ihre Busenfreundin oder – Feindin, je nach dem Stand des Mondes, denn die Verbindung dieser beiden Damen glich in seiner Abwechslung genau dem Wechsel der Gestirne. Bald verschwand sie gleich dem Monde vollständig an dem Horizont, dann tauchte sie wieder schüchtern auf, wie Selenens erstes Viertel, füllte sich rasch, war aber, sobald sie ihren Höhepunkt erreicht, wie alles Schöne auf Erden, regelmäßig ihrem Ende am nächsten. Doch konnten die beiden alten Damen nicht von einander lassen, und wir werden es sogleich erfahren, welches Medium sie im innersten Gemüth miteinander verband und einander ebenso wieder entfremdete. Noch ist die Stunde nicht erschienen, wo der erhabene Zweck dieser sich oft wiederholenden freundschaftlichen Zusammenkunft klar enthüllt wird, und so lange die Damen ihren Kaffee trinken und den köstlichen Kuchen der Frau Polizeiwachtmeisterin mit Wort und That rühmen, dürfen auch wir ein wenig plaudern. Das Freundschaftsgestirn der beiden Größen dieses Kreises stand heute im Zenith, was gar nicht zu verkennen war an der Weise, mit der sie sich gegenseitig in freundschaftlichen Ceremonien überboten. Der Pollux der uns schon bekannten Frau Obristin war Niemand weniger als die Frau Hofconditor Eisenstein, deren Mann, wie schon der Titel besagt, eine der ehrenvollsten Stellungen im Staate innehatte. Seine Obliegenheit war es, alle Bitterkeiten des Hoflebens zu überzuckern und zu übergolden, den Hofkämmerer trunken zu machen mit süßem Wein, der Hofliebe Vorschub zu leisten mit holden Verschen in den Knallbonbons, enfin den ganzen Hof mit jenem Wall von Confituren, Torten, Crème's und Eis zu umziehen, der uns schon als Kinder in der Erzählung vom Schlaraffenland entzückte. Niemand muß glauben, daß er selbst Hand angelegt, Zucker gesiebt, Mandeln abgewogen oder einen Schnee geschlagen habe. Nein, er war nur der schaffende Geist, der über dem Corps der Hofküche schwebte, und auf dessen Wink sich alle Kasserollen, Reibeisen, Mörser und Wagen in Bewegung setzten. Er war unermüdlich in seinem Amte und ein Vorbild für alle die betresten Hofconditoren in seidnen Strümpfen und kurzen Beinkleidern, die das Vorzimmer eines Fürsten füllten. Der süße, unsagbare Duft aus seiner Küche erfüllte die ganze Hof-Atmosphäre, und wenn man dem Fürsten von seinem Volke sprach, so sahen die Bauern alle aus wie Butterbretzeln, die Bürger wie Windgebackenes und der intelligente Mittelstand wie eine süße, zitternde Gallerte. Kein Wunder, daß die Frau Hofconditorin sich stolz in die Brust warf und sich wenigstens eben so viel dünkte, als eine verwittwete Obristin. Das kleine Wörtchen »Hof«

hatte der sonst nur dem Bürgerstande angehörenden Beschäftigung ihres Gatten eine unsägliche Würde verliehen; ihr Mann war ein »Angestellter«, seine Arbeiten drangen bis in die Person des Fürsten selber ein, sie durfte stolz sein, durfte es doppelt, da alle achtbaren Hausfrauen ihrer Bekanntheit sich glücklich priesen, durch ihre Vermittlung eines der geheimnißvollen Recepte jenes selbst an entfernteren Höfen berühmten, culinarischen Laboratoriums des Herrn Eisenstein zu erhalten. Wenn eine Hausfrau bei einer feierlichen Gelegenheit eine Punschbowle auf den Tisch setzen konnte, mit dem Zusatz: »Das Recept zu diesem Punsch verdanke ich dem Herrn Hofconditor!« dann war sie dreifach beglückt. Es war gar nicht nothwendig, den Namen des Wohlthäters hinzuzufügen, sein exquisiter Titel allein reichte hin, alle Welt au fait zu setzen. Bei dem Wohlstand, den er sich in seiner Stellung erworben, und dem Eingebachten seiner Frau hätte das würdige Paar ein so süßes Leben führen können, als wären sie auf lauter Rosinen und Zuckersyrup gebettet; aber die bitteren Mandeln des Geschickes bleiben ja nirgends aus. Zu ihrem Unglück hatte die Frau des »Tortenverarbeitenden, Süßigkeitbereitenden« ein äußerst empfindsames und reizbares Gemüth. Sie sah in sich immer das verfolgte Opfer einer mißgünstigen oder höhnischen Absicht und mußte also stets gewaffnet sein, sich Angriffen entgegenzusetzen, die sich nur zu oft als Don Quixott'sche Windmühlen herausstellten. Wenn sie die Frau Doctor Brandeis besuchte und Ludwig zufällig pfeifend über den Hof ging, so beklagte sie sich weinend, er habe sie ausgepiffen; wenn ihr Sohn mit einer jungen Dame zweimal auf dem Balle tanzte, so sagte sie nicht, mein Sohn macht dem Mädchen den Hof, sondern, die will meinen Sohn heirathen! was sie gleichfalls als ein Staatsverbrechen betrachtete. In allem sah die arme Frau eine versteckte Absicht, und so brachte sie es endlich glücklich dahin, daß man sich wirklich so sehr vor ihr und ihrer Zunge fürchtete, als sie es zu wünschen schien, denn da sie sich fortwährend als das unschuldige Schlachtopfer fremder Bosheit betrachtete, so hielt sie alle Welt für böse, außer sich selbst, und trachtete unablässig darnach, sich selbst zu schützen. Daß Freundschaft mit einem solchen Charakter, der nur durch fortwährende Schmeichelei einigermaßen besänftigt werden konnte, unmöglich war, hatten alle ihre Bekannten längst eingesehen, aber – so groß ist die Macht der Gewohnheit, ist die Macht einer schönen Wohnung, einer behaglichen Bewirthung, daß man sich immer wieder mit der Frau Hofconditorin versöhnte, trotz ihres allgemein bekannten mißtrauischen und wenig wohlwollenden Charakters. Die harmlose Jugend war ihr vor allen

Dingen ein Dorn im Auge, und unter diesen zumeist die unschuldigen Kinder des Doctor Brandeis, die sie in ihrer natürlichen Lebhaftigkeit jeden Augenblick beleidigten. Besonders Ludwig galt in ihrem Kreis als ein hochmüthiger, unhöflicher Mensch, ganz besonders aus dem Grunde, weil sie einst, um ihn zu prüfen, ihr Taschentuch fallen ließ, als er ihr begegnete. Er stolperte darüber hinaus, ohne es aufzuheben, und das konnte sie ihm nie vergeben. Der arme Ludwig! in ihren Augen war er nichts als ein Bengel, und Gustchen war eine Gans, weil sie es einmal gewagt, den Bruder gegen ihre Angriffe in Schutz zu nehmen.

Ihr gegenüber, bequem in einen Sessel gelehnt, saß die dritte dieses Kleeblatts, Fräulein Amalie von Kriegsheim, deren corpulente Gestalt schon vor undenklicher Zeit dem Flügelkleide entschlüpft war. Sie war eine der glücklichsten Personen auf diesem Erdenrund, eine der Wenigen, denen es beschieden war, selbst in dem nüchternen 19. Jahrhundert in dem Zustand des goldenen Zeitalters zu vegetiren. Ihre Jugend und ihr späteres Alter fielen noch in jenen glücklichen Moment, wo die jungen Damen nicht bereits vom 18. Jahre an davon phantasirten sich einen Wirkungskreis zu suchen, ihre Kräfte einem höheren Zweck zu widmen. Der höchste Zweck ihres Daseins war im Gegentheil nur, zu leben, und zwar so bequem und angenehm als möglich. Was gingen sie die Bedürfnisse ihrer Mitmenschen an, wenn nur für ihre eigenen gesorgt war? und dies Letztere bewerkstelligte sie in der naivsten Weise. Ludwig Brandeis hatte in seiner spöttischen Weise einst den Geschwistern das Räthsel vorgelegt: Wer ist das? Sie säet nicht, sie ärn tet nicht, sie sammelt nicht in die Scheunen, und ihr himmlischer Vater ernährt sie doch? Im Chorus antwortete der übermüthige Schwarm: Fräulein Amalie von Kriegsheim! Sie hatten es getroffen; die gute, phlegmatische Dame glich in der That den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel. Sie hatte einen großen, großen Bekanntenkreis, in diesem brachte sie abwechselnd ihre Tage zu, und die Nächte zog sie sich in ihr Heim zurück, wo ein langer, friedlicher, traumloser Schlaf sie für die Strapazen des kommenden Tages stärkte. Am frühen Morgen zog sie dann wieder aus, ein blüthenweißes Strickzeug in der Tasche, mit diesem zog sie sich bei den betreffenden Gastfreunden in eine Fensternische zurück, und nun mochte es um sie her stürmen und toben, so viel es wollte, es war ihr Alles gleichgültig. – Keine große Wäsche der geplagtesten Hausfrau, kein großes Diner, kein Souper, nichts konnte sie vermögen, sich ihrer Ruhe zu entziehen und mit Hand anzulegen. Sie lebte sich, den Mahlzeiten und ihrem

Strickzeug. Das Einzige, was sie nebenbei beachtete, waren die Kinder, welche sie, wie so manche andere ihres Geschlechts, als bloße Plagen für die friedliebende Menschheit ansah, und deren höhere Bestimmung sie einzig darin erblickte, sie so viel wie nur möglich zu Maschinen herauszubilden. Mit Argusaugen beobachtete sie alle ihre Bewegungen und tadelte sie mit scharfen Worten: Luise, rühre nichts auf der Komode an! Karl, was hast Du in der Sophaecke zu thun? Ludwig, schnalze nicht mit den Fingern! Sophie, nehme Dein Strickzeug und stricke! Mit solchen wohlge-meinten Ermahnungen brachte sie nachgerade die ganze kleine Welt ihres Kreises zur Verzweiflung, und wie gelähmt fielen die kleinen Hände herab, wie erstarrt standen die Jungen, wenn sie lärmend aus der Schule in's Wohnzimmer stürmten und in der Fensterecke Fräulein Amalie als Gast erblickten. Besonders waren es auch hier die Brandeis'schen Kinder, welche ihr Nervensystem auf's äußerste erregten, und wäre die Frau nicht so gut und wahrhaft wohlwollend gewesen, Fräulein Amalie würde ihr um der »unartigen Kinder« wegen nie mehr die Ehre ihres Besuchs geschenkt haben. Die Frau Obristin befand sich ihrer Großnichten und Großneffen wegen, die sie herzlich liebte, fortwährend in einem kleinen Krieg mit diesen ihren beiden Freundinnen, welcher jedoch nie so heftig wurde, um von dieser Seite her das gute Einvernehmen der drei Großmächte zu stören. Ueber Ludwigs Räthsel war auch sie ernstlich böse, und sie gab sich alle Mühe, ihre Freundin, der etwas davon zu Ohren gekommen, zu beruhigen.

261

Frankfurter Attentat. Episode mit dem Wachtmeister. Ludwig geht zur Universität. Im Herbst Tod des Studenten. Begräbniß am Abend in Gegenwart von Ludwig und Charlotte. Sie schwören sich gegenseitig zu handeln, eine That zu thun. Verhaftung des Professors. Dessen Frau. Steigende Unzufriedenheit der Gemüther. Ludwig hält Zusammenkünfte mit Bürgerssöhnen. Gustchen dem nicht fremd. Schwärmerische Erinnerung an den Studenten. Der Kleine ihr stets treu ergeben. Dessen Verhaftung. Des Vaters Geburtstag. Ludwigs Schmerz. Sein Verbleiben im Vaterhause. Flucht. Charlotte außer sich. Muß sich von der Familie zurückziehen. Gustchens Liebe zu einem Verbannten, der treueste Freund des Bruders. Ludwigs Krankheit und Tod. Gustchen pflegt ihn, verlobt sich neben der Leiche. Schmerz der Eltern. Charlottens Tod. Gustchens Heirath. 1848.

262

Der Matrose vom Alabama

Wir wollen Euch eine kleine rührende Geschichte erzählen, Euch zumeist, die Ihr so gerne klagt und behauptet, daß nur noch die Prosa die Welt regiere, daß es keine wahre Liebe, keinen Enthusiasmus, keine Treue, keine Poesie mehr auf unserem materiellen Erdenrunde gäbe. Hört, und beruhigt Euch! Denn unsere Erzählung ist kein Traum der Phantasie, sondern buchstäbliche Wahrheit, und sie hat sich begeben in dem alten Lieblingslande der Romantik, in der Normandie, wo zwar Butter- und Käsehändler, Kühe- und Pferdezüchter die Troubadours und Minstrels schon längst verdrängt haben, die aber immer noch ein bevorzugtes Land der unsichtbaren Mächte zu sein scheint, welche unsern Schicksalsfaden spinnen. Sie mag wohl darum der Schauplatz unserer kleinen Erzählung geworden sein, die euch zurufen wird: »Ja, noch lebt die Liebe, noch weiß sie ihre Wege zu finden über Berge, Thäler und Ströme, durch Wüsten und Einöden und selbst auf den verschlungenen, endlosen Pfaden des Oceans«! –

Am 19. Juni 1864 waren an einem heiteren Sonntagmorgen die Bewohner Cherbourgs schon in aller Frühe auf den Füßen, um einem Schauspiel beizuwohnen, das recht eigentlich auch auf dem Gebiete der Romantik spielte, wenn sie auch darin in veränderter, moderner Gestalt auftritt. Sollte jenes merkwürdige und noch nie dagewesene Duell zwischen zwei feindlichen Kriegsschiffen, dem Kearsage und dem Alabama, nicht ebensowohl ein rein poetisches Interesse einzuflößen vermögen, wie die Heldenthaten des Mittelalters und das Messen von zwei ritterlichen Degen um einen oft falschen Begriff von Ehre? Man brauchte weder für den Süden, noch für den Norden Amerika's fanatisch Partei zu ergreifen, um davon betroffen zu werden. So erging es auch den Einwohnern der sonst gar ruhigen Stadt Cherbourg, deren feste Insassen für gewöhnlich, trotz der furchtbaren Kriegsmaschinen, welche die Forts des weltberühmten Hafens beherbergen, und dem Besitz eines Arsenal, dessen Inhalt die halbe Welt in Flammen hätte setzen können, ihr friedliches Dasein ziemlich einförmig verlebten. –

Der schmale, steile Zickzackpfad, welcher hinauf zu dem Fort du Roule führt, das den Hafen und die weiteste Aussicht auf's Meer beherrscht, war schon seit einer Stunde von Hinaufklimmenden bedeckt. Ebenso wimmelte es von Menschen auf dem merkwürdigen Hafendamm, einem der seltensten Erzeugnisse unterseeischer Baukunst, den zu errichten ein

Jahrhundert lang der Mensch mit dem widerspenstigsten Element im Streite gelegen, bis er den Sieg davon trug. Mit seinen fast unangreifbaren Forts bildet der Damm recht eigentlich den dräuenden Gedankenstrich zwischen Frankreichs Nordküste und etwaigen Eroberungsplänen des ehrgeizigen Gegenüber. – Glatt und schimmernd lag das Meer – im lichte-
testen Seegrün strahlend, wo das Sonnenlicht es überzitterte, dunkel und dräuend, wo Wolkenschatten neidisch das Licht verdrängten.

Gleich weißen Rossen schossen die Schaumwellen der anschwellenden Fluth über die Fläche, und immer gewaltiger stießen jetzt die schwarzen Röhren des im Hafen liegenden Südamerikaners dichte Massen Dampfes aus, während gegenüber auf dem offenen Meere ähnliche Wolken, nur der Entfernung wegen nebelhafter und zierlicher, emporwallten. Die Stunde des Kampfes und der Entscheidung war nahe. –

Doch versetzen wir uns auf einen Augenblick an den vorhergehenden Abend und kehren wir zu dem schon erwähnten Fort du Roule zurück. Auf einer der äußersten Bergecken Frankreichs, die kühn und gewaltig hinauspringt, dem atlantischen Ocean zugewendet, erhebt es sich stolz und malerisch, fast mehr als ein Signal, für die unangreifbare Rhede, welche sich zu seinen Füßen ausstreckt, als wie zum nochmaligen Schutze derselben. Ringsum tobt und braust das Meer, aber jetzt liegt die endlose Fläche ruhig und glatt wie ein Spiegel, der sich der Sonne darzubieten scheint, ihr leuchtendes Bild darin zu betrachten, indem sie tiefer und tiefer hinabsteigt, bis dann plötzlich die tückischen Fluthen sich öffnen und sie hinabziehen in ihr finsternes Reich. Schon war die Rosengluth entschwunden, mit der sie auf einen Augenblick die undankbare Welle und die Segel zahlloser Schiffe, die sich auf ihr wiegten, übergossen hatte, und nur noch ein einziger lichter Streif gab Kunde davon, wo die Herrliche ihr Grab gefunden. Dunkle Schatten begannen sich über die Stadt und den Hafen zu legen, hie und da blitzte schon das Feuer eines Leuchtturmes auf; aber droben an der Balustrade, welche den äußersten Vorhof des Castells umschließt, lehnte immer noch unbeweglich ein junger, schlanker Matrose, der wohl schon seit einer Stunde so dagestanden, als ob er sich an dem Schauspiel zu seinen Füßen gar nicht ersättigen könne.

»Nun, William«, sagte jetzt eine tiefe Baßstimme hinter ihm, und eine kräftige Hand schlug ihm derb auf die Schulter, »willst Du über Nacht hier stehen bleiben? Der Weg herauf ist schon am hellen Tag halsbrechend genug, und hinunter geht's noch schlimmer. Es wird dunkel, wir haben keine Zeit zu verlieren!«

Der junge Mann wandte sich um und zeigte eine echt angelsächsische Physiognomie, nur die gebräunte Gesichtsfarbe contrastirte lebhaft mit den blonden Haaren und den blauen Augen und verlieh dadurch dem jugendlichen Schnitt des Gesichtes einen besonderen Reiz.

267 »Du hast Recht, Onkel Peter«, sagte er, »wir müssen gehen. Der Signal-schuß unseres Schiffes wird uns ohnedem bald an Bord rufen«.

Sie wandten sich zum Gehen, der Aeltere bedächtig voraus, der Jüngere ihm langsam folgend.

»Bah«, fing der Alte wieder an, »was nützt Dir all das Gucken und Träumen, davon kommt die Nancy doch nicht herbei!«

»Leider nein«, erwiderte William seufzend, »und ich nicht zu ihr. Es ist eine verwünschte Geschichte!«

»War denn der Capitain ganz unerbittlich?«

»Unerbittlich. Er sagte, den Abschied wolle er mir geben, wenn ich ihn durchaus wolle, aber keinen Urlaub, er müsse seine Mannschaft zusammenhalten«.

»Hm, hm!«

»Nun, Onkel Peter, das soll doch nicht etwa heißen, ich hätte den Abschied nehmen sollen?«

Der Alte drehte sich um und schwang seinen Knotenstock in der Luft. »Den hätte ich auf Dir tanzen lassen, William Watson, wenn Du unser braves Schiff eines Mädchens willen verlassen hättest. Du dürftest keinem ehrlichen Seemann mehr unter die Augen kommen«.

»So steht die Sache«, fuhr William fort, »von Tag zu Tag hoffend, von Tag zu Tag vertröstet, muß ich eben darauf verzichten, Nancy mit mir zu nehmen. Morgen früh geht der Tanz los, und wer weiß, wer von uns übrig bleibt!«

»Es ist Dir doch nicht leid darum, William Watson?« fragte der Alte mit scharfem Ton.

»Goddam, Onkel Peter, mich das auch nur zu fragen! Glaubst Du, daß es mich weniger freut, den frechen Nordamerikaner zu züchtigen, als Euch Andern alle? Nur wollte ich, Nancy Wilson wäre zuvor Mistreß Watson geworden«.

»Nun, Junge, nach geschehener Arbeit schmeckt die Hochzeit um so süßer!«

»Freilich, wenn man's erlebt«, lautete die Antwort, von einem etwas erzwungenen Lachen begleitet.

In diesem Augenblick dröhnte es dumpf durch den stillen Abend. Der Alte beeilte schweigend seine Schritte, der Andere folgte ebenso schnell, und kurze Zeit darnach befanden sich beide an Bord ihres Schiffes – des Alabama! –

Schon zwei Tage vor dem Kampfe zwischen der nordamerikanischen Fregatte Kearsage und dem vielgenannten und gefürchteten südländischen Kaperschiffe, dem Alabama, war man in der Stadt genau davon unterrichtet, daß er stattfinden würde.

Mit Bewunderung blickte man auf den kühnen Capitain Semmes, der die Herausforderung, welche ihm der Capitain des weit größeren Kearsage gesandt, mit flammenden Worten erwidert und angenommen hatte. Von Mund zu Mund trug sich die freilich unverbürgte Kunde, wie beide Capitaine in ihrer Jugend innige Freunde gewesen, und wie sie sich nun feindlich einander gegenüber standen, nicht bloß Mann gegen Mann, sondern Jeder als Repräsentant seiner Partei, Jeder umringt von Genossen, willig, einen in seiner Art einzigen Zweikampf mit ihm zu theilen. Welche Vermuthungen, welche Conjecturen ließen sich nicht an diesen Umstand knüpfen! Welche Ursache konnte die früheren Freunde in die entgegengesetzten Lager getrieben haben, welcher persönliche Haß mochte sich hier in großartigster Weise unter dem getheilten Sternenbanner auskämpfen?

So kam der Tag des Kampfes, der Sonntag, heran. Wie diesen die protestantische Mannschaft des Kearsage begangen, auf welche Weise sie sich zum Kampfe vorbereitet hat, ist uns unbekannt geblieben. Die Südländer aber zogen in der Frühe, in Reih und Glied, ihren Capitain an der Spitze und gefolgt von der halben Bevölkerung Cherbourgs, in feierlichem Zuge nach der Dreifaltigkeitskirche, um dort die Messe zu hören. Diese gothischen Pfeiler und Spitzbogen, einst unter den Händen der siegreichen Engländer entstanden, während sie sich für ein Jahrhundert lang die nördliche Küste Frankreichs zurückerobert, mochten verwundert auf die gebräunten Gesichter und kräftigen Gestalten schauen, die fromm das Knie unter ihnen beugten und um den Sieg ihrer Waffen flehten. Die Zeiten lagen ja weit zurück, wo in ähnlicher Weise sich ein roheres und kampflustigeres Geschlecht, als das von heute, im Gotteshaus zum Brudermorde vorbereitete.

Gefolgt vom Hurrah und Triumphgeschrei der Menge waren die Beter dann wieder ernst und schweigend nach ihrem Schiffe gezogen, und als jetzt von dem Thurme der alten Kathedrale die neunte Stunde ertönte,

wogten sie hinaus aus dem prächtigen Hafen aufs offene Meer, zum verwegenen Todestanz auf der Welle.

Es war eine traurige Wiederholung des alten: »Hie Welf«, »Hie Waibling«, die nun anhub mit dem ersten dumpfen Schuß, der zu gleicher Zeit von dem Deck des Kearsage und dem des Alabama die mörderischen Geschosse entsendete. Wohl mochte der schauenden Menge die Wange erleichen und das Herz stürmisch in der Brust pochen beim Anblick dieses Zweikampfes, zu dem sie Alle als Zeugen geladen waren. Mit dem Schiffe der Rebellen aber, dem kleinen, kecken Alabama, war, wir müssen es im Interesse der Wahrheit leider gestehen, die Sympathie der braven Cherbourger und vieler Seeleute, die sich hier stets aus aller Herren Ländern zusammenfanden.

Für ihn zitterten, fürchteten und hofften sie. Warum? Das ist schwer, genügend zu erklären, nur das Factum ist zu bestätigen, daß Franzosen und Engländer in diesem Falle ihrer gegenseitigen Antipathie gänzlich entsagten und der Sache der Südländer nicht allein entschieden, sondern häufig bis zum Fanatismus zugethan waren. Die Argumente, welche der unter ihnen lebende Deutsche für den Norden vorbringen mochte, wurden kaum angehört.

270 In weiten Bogen flogen die tödtlichen Geschosse herüber und hinüber, auf beiden Seiten kämpfte man mit gleichem Muth, mit gleicher Geschicklichkeit, und fast drei Stunden lang schwankte die Schale des Sieges unentschieden herüber und hinüber. Aber der Herr der Heerschaaren war nicht mit den Alabamakämpfern und denen, die für sie gefleht hatten. Ueber alle Heiligen des katholischen Himmels trugen die nüchterne protestantische Mannschaft des Kearsage und sein bepanzerter Leib den Sieg davon.

Gleich einem Löwen, einem zweiten Byron'schen Corsar nicht unähnlich, kämpfte Capitain Semmes, und neben ihm sein Lieutenant; der Dritte im Bunde war der junge Matrose, den wir bereits als William Watson auf dem Fort du Roule kennen gelernt. Als wolle er selbst den leisesten Verdacht von sich abwälzen, daß er einen Augenblick das eigene Interesse über dasjenige seines Capitains und dessen Schiff habe setzen wollen, schien er seine Anstrengungen zu verdoppeln, und mehr als einmal mußte der Capitain ihn warnen, sein Leben nicht ohne Noth auf's Spiel zu setzen.

Da flog das Wurfgeschloß heran, welches dem Alabama die Todeswunde schlagen sollte. Er, der Jahre lang »auf den Wellen wandelte, wie ein le-

bendig Ding«, sank tiefer und tiefer hinab in den Abgrund. Eigenhändig hißte der Capitain die weiße Flagge auf, doch erst, als der Alabama schon dem Untersinken ganz nahe war. Vom Lande schickte man Boote aus, die Schiffbrüchigen zu retten. Unterdessen befahl Capitain Semmes seinen Leuten, die Schaluppe zu durchbohren, damit auch nicht ein Stück des Alabama in des Feindes Hände fiele, warf seinen Degen mit den Worten: »Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!« in das Meer und bestieg mit vierzig seiner Leute die englische Yacht Deerhound, deren Capitain und Besitzer an Bord des Alabama den Kampf mit angesehen.

Capitain Semmes selbst war an der Hand nicht unerheblich verwundet, und mit tiefem Schmerz mag er beim Scheiden auf die Todten geblickt haben, die das Deck seines zertrümmerten, hinsinkenden Schiffes bedeckten, sowie auf die Lebenden und Verwundeten, welche noch der Hülfe und Rettung warteten. Diese blieb nicht aus; außer Jenen, die das feindliche Schiff aufnahm, wurden alle durch zwei französische Boote nach Cherbourg zurückgebracht, wo man sich herzu drängte, ihnen Pflege, Obdach und Wohnung anzubieten. –

271

Langsam entfernte sich der Kearsage, gleichfalls an vielen Stellen getroffen, von dem Schauplatz seines Sieges, und die Besatzung mußte sich am Bewußtsein ihres Triumphes genügen lassen, denn die Zuschauermenge ließ sie kalt und lautlos ziehen, einen entfernteren Hafen aufzusuchen.

Und nun wären wir versucht, die Göttin der Liebe in höchsteigener Person aus den Fluthen emporsteigen zu lassen, um das Wunder zu bewirken, das sich in ihrem Namen begab. Nach drei Richtungen hin wurden die tapfern Alabamakämpfer verschlagen: ein Theil steuerte mit seinem Capitain der englischen Küste zu, ein anderer Theil saß finster und traurig am Bord des feindlichen Schiffes, und einen dritten empfing Frankreichs neutraler Boden. Einer der Letzteren, den die französischen Schiffsleute schon halb bewußtlos den Fluthen entrissen, ist ein junger, schöner Matrose, in dem wir abermals William Watson erkennen.

»Gottlob, daß wir den Jungen haben!« sagte Onkel Peter, indem er dem Franzosen behülflich war, William in das Schiff zu ziehen. Bald sind sie am Lande, und William, nachdem er sich mit Trank und Speise gestärkt, kehrt zum vollständigen Bewußtsein zurück. Er erhebt sich von dem Sitz, auf den man ihn gebettet, sieht mit leuchtenden Blicken um sich und ruft entzückt:

»Onkel Peter, welch' ein Glück bei unserem Mißgeschick! Ich bin in Frankreich, bin auf kurze Zeit mein eigener Herr und Meister – o wie gut werde ich sie anwenden!«

»Ja, ja, mein Junge, wenn Du Dich tüchtig ausgeruht hast. Nach einer solchen Affaire braucht selbst der Stärkste ein Schlückchen Whisky mehr als sonst!«

272

Zwei Tage später brauste zur gewohnten Stunde der von Cherburg kommende Schnellzug über die kühne Eisenbrücke, welche das Schienengeleise über die Orne führt, um bald hierauf in den Bahnhof von Caen einzumünden. Außerordentlich malerisch erhebt sich die alte Normannenhauptstadt am Rande der ungeheuren saftig grünen Wiese, die an einer Seite von dem Flusse, an der anderen von der Stadt begrenzt wird. Die berühmten gothischen und romantischen Kirchen des einst heidnischen Catodum streckten ihre schlanken Spitzen hoch hinaus über die lange Reihe von Pappeln, welche an Größe mit ihnen wetteifern möchten, und gaben durch ihre Menge schon von Weitem Kunde, wie langgestreckt die Stadt sich dehnt, und welchen Reichthum an architektonischen Kunstwerken sie in sich schließt. Vor allem Anderen heben sich hervor, die Krone und der Stolz der Stadt, die zwei herrlichen Zwillingsthürme von St. Stephan, jener Musterkirche im romantischen Styl, welche einst der glückliche Eroberer, Herzog Wilhelm, als sein Grabmonument erbauen ließ, und worin der Ruhelose auch wirklich die ewige Ruhe gefunden.

Neugierig und staunend ruhte das Auge William Watsons, der sich aus einem Wagen des schon erwähnten Zuges bog und seinen älteren Gefährten, in dem wir schnell den Onkel Peter erkennen, lebhaft auf die Schönheit der Landschaft aufmerksam machte. Onkel Peter war jedoch, wie es schien, dafür weniger empfänglich, als sein Gefährte, denn er antwortete verdrießlich: »Das ist also endlich Caen, William, und das Ziel Deiner Sehnsucht?«

»Ja, ja!«

»Goddam, welch ein Glück, daß diese gefährliche Landreise zu Ende!«

»Ich denke, am Sonntag sind wir noch in größerer Gefahr gewesen!« antwortete William lachend.

273

»Bewahre!« sagte der Andere, »das verstehst Du nicht! Auf meinem Schiff bin ich zu Hause, aber hier in dem engen Kasten kam mir oft etwas wie Furcht an. Lache und spotte nur, es gilt mir gleich, es bleibt doch halbes Satanswerk, so wie die Windsbraut über die Erde hinzufliegen und Alles über sich ergehen lassen zu müssen, ohne sich wehren zu können!«

»Nun, Gottlob Alter! Du bist erlöst; Du kannst jetzt aussteigen und ›Land‹ rufen. Ich aber rufe: ›Vorwärts, und rasch gehandelt!‹ Mit diesen Worten sprang William aus dem Waggon und half dann dem Onkel Peter heraus, der aber gelassen sagte, indem er dem schon Davoneilenden die gewichtige Hand auf die Schulter legte:

»Geduld Junge! Da sind wir nun in der That, und nur der Nancy zu Liebe konnte ich mich zu der Teufelsreise entschließen, aber jetzt brauche ich erst eine Herzstärkung. Der Cider hier zu Lande ist nicht schlecht und soll mir den Kohlenstaub wieder aus der Kehle waschen, ehe ich weiter gehe!«

»Aber Onkel Peter –«

»Nichts Onkel, ein ehrlicher Seemann stärkt sich zuerst, ehe er auf's Neue in's Gefecht geht«.

William Watson mußte sich fügen, wie ungeduldig er auch den blanken, breitrandigen Hut hin- und herrückte und an seinem blauen Umschlagkragen zupfte. Mit dem Instinkt eines Durstigen fand Onkel Peter bald in der Nähe des Bahnhofes, am Hafengebassin des Orne-Canals Das, was er suchte, nämlich eines der unzähligen Kaffeehäuser, an denen Frankreich so reich ist. Bald aber fand er zu seinem Entzücken noch mehr, und zwar ein dichtgedrängtes Publikum, dem er mit beredter Zunge und entsprechendem Geberdenspiel, halb englisch, halb französisch, das merkwürdige Schiffsduell, dessen Kunde kaum erst bis Caen gedrungen, schilderte. Die Nachricht, welche sich unter dem Schiffsvolk am Hafen wie ein Lauffeuer verbreitete, daß ein Theil der Mannschaft des Albama in Caen eingetroffen sei, rief immer mehr Neugierige herbei, und mit Verzweiflung sah der ungeduldige William jede Hoffnung schwinden, den Redefluß des Alten so bald zu hemmen.

»Goddam, ich gehe allein!« rief er ihm zuletzt entrüstet zu, bahnte sich einen Weg durch die Menge, die auch ihn fragend umdrängte, eilte nach der nächsten Straßenecke und warf sich in eine Droschke, nachdem er sich mit dem Kutscher in gebrochenem Französisch verständigt.

In der rue de Malfilâtre, genannt nach jenem jugendlichen Dichter aus Caen, der in Paris in Noth und Hunger verkam, saß zur selben Stunde der Geistliche der englischen Gemeinde im Kreise seiner Familie und einiger englischen Freunde. Das Hauptinteresse der Unterhaltung drehte sich um das Ereigniß in Cherbourg; man bedauerte lebhaft, daß der ritterliche Capitain Semmes nicht Sieger geblieben, las aus dem gerade ankommenden Abendblatt die Nachricht von dessen festlichem Empfang in

Southampton vor, und eine junge, lebhaftige Miß verkündigte jubelnd und händeklatschend, wie auch der Kearsage hart mitgenommen sei, und daß er in den Hafen von Boulogne habe einlaufen müssen, seine Wunden auszubessern.

Da erschallte die Thürglocke, und das Dienstmädchen meldete zwei Minuten später ihrem Herrn, ein Fremder in Matrosenkleidung wünsche ihn zu sprechen.

Mr. Ward erhob sich etwas ungeduldig ob der Störung und befragte den Fremden noch auf dem Hausflur, was ihn zu ihm führe.

»Es ist wegen einer Heirath, Sir«, antwortete William Watson bescheiden, »können Sie mich morgen trauen? Ich habe große Eile«.

»Morgen?« antwortete Mr. Ward erstaunt, »das ist etwas schnell, und ich weiß auch noch nicht einmal, wer Sie sind«.

275

»O, das sollen Sie sogleich erfahren; ich heiße William Watson und komme augenblicklich von Cherbourg. Seit drei Jahren war ich Matrose auf dem Alabama.«

»Auf dem Alabama?« rief der Geistliche mit freudigem Erstaunen. »Sie waren bei dem Gefechte am vorigen Sonntag?«

»Ja wohl, Herr, ich war einer der Letzten, der unser gutes Schiff, das wir leider nicht retten konnten, verließ.«

Der Geistliche nahm ihn rasch bei der Hand.

»Kommen sie mit mir herein zu meiner Familie, Sie müssen mir erzählen, ich freue mich Sie bei mir zu sehen.«

Wieder griff sich William verzweifelt in die Haare, aber was konnte er thun? schon stand er in dem hell erleuchteten Zimmer und vernahm freudige Ausrufe des Erstaunens, als man erfuhr, woher er kam und wer er sei. Die enthusiastische Miß kredenzte ihm eigenhändig eine Tasse Thee, dann mußte er erzählen, und Alles hing gespannt an seinen Lippen. Alt-England begrüßte den Besiegten wie einen Sieger, und selten wohl rief ein Triumph dort weniger Sympathie hervor, als der des glücklich-unglücklichen Nordamerikaners, wenn man auch jetzt ob jenes früheren Enthusiasmus etwas beschämt ist. Aber ungeachtet aller Beweise der Theilnahme, bat endlich William Watson entschieden auf's Neue um ein Gespräch mit Mr. Ward unter vier Augen. Was auch weibliche Neugierde dagegen einwenden mochte, der Geistliche entfernte sich jetzt mit dem schmucken Matrosen in sein Studirzimmer, der dort sogleich seinen Wunsch wiederholte, am folgenden Morgen getraut zu werden.

»Aber, erklären sie mir zuvor –«

»Gewiß, mein Herr«, unterbrach er die Frage des Geistlichen, »die Sache ist sehr einfach. Seit fünf Jahren bin ich verlobt mit Nancy Wilson aus Brighton, wo wir beide geboren sind. Schon als Kinder kannten und liebten wir uns. Leider gleichen wir uns auch an Armuth, und so entschlossen wir uns denn, Jedes auf seinem Wege das Glück zu suchen. Wer es zuerst gefunden, wolle es dann mit dem Anderen theilen. Sie trat in den Dienst einer Dame, die sich vorübergehend in Brighton aufhielt, und ich schiffte als Matrose über den Ocean nach jenem Lande, das ja schon Millionen Arme angelockt, um sich dort Geld und Gut zu erwerben. Ich war noch nicht lange drüben, als der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten ausbrach. Nach einigen Kreuz- und Querzügen, deren Aufzählung ohne Interesse ist, ließ ich mich auf einem südländischen Kaperschiff als Matrose anwerben. Es waren freilich fast nur Katholische darauf, aber ich mochte lieber mit Katholischen für den Süden, als mit Protestanten gegen denselben kämpfen!«

276

Der Geistliche lächelte, der Matrose sprach ja den innersten Gedanken des englischen Volkes aus.

»Es war also der Albama, auf dem Sie Dienst nahmen?« fragte er.

»Ja Herr, und ein besseres Schiff und einen besseren Capitain hat der Ocean noch nicht gesehen. Es war ein lustig Leben, das wir führten, heute hier, morgen dort. Hui, wie haben wir die trägen Nordländer geneckt und gejagt, und Beute gab es auch in reicher Fülle«.

»Dies war gerade nicht die schönste Seite Eurer Heldenthaten«, sagte Mr. Ward und zog das Gesicht in ernste Falten.

William Watson zuckte mit den Achseln. »Das ist der Krieg, Herr; wer jeden Tag sein Leben dran gibt, will auch wissen warum; wir armen Leute leben nicht allein vom Ruhm. Aber was ich gewann«, setzte er mit leuchtenden Blicken hinzu, »habe ich nicht wie die Anderen verjubelt und vertrunken, sondern ich hob es für Nancy Wilson auf, damit sie nicht einst als arme Wittwe zurückbleibt, wenn ich Meerwasser trinken muß oder im Kriege falle.« Er zog seine Brieftasche hervor und entfaltete vor den Augen des erstaunten Geistlichen eine ansehnliche Fülle englischer Banknoten und amerikanischer Golddollars; dabei sagte er mit pffiffigem Lächeln: »Mit unserem tapferen Capitain an der Spitze dachten wir freilich nur an Sieg, aber als wir am vergangenen Sonntag zum Kampfe zogen, waren wir doch klug genug, unser weltlich Gut auf dem Boden zu lassen. Es liegt noch manch schön Stück Geld wohlverwahrt in Cherbourg und wartet nur auf's Abholen. Hier aber, Herr, habe ich das Beste«, fuhr er

277

fort, zog ein ledernes Beutelchen aus der Tasche, öffnete es vorsichtig und legte zwei schwere goldene Trauringe auf den Tisch. »Sehen Sie, ich habe für Alles vorausgesorgt, damit es keinen Aufenthalt giebt!«

Mr. Ward betrachtete die Ringe, welche beide die verschlungene Chiffre M und W trugen, und sagte dann lachend: »Ja, aber wo bleibt denn nun die Braut, das ist denn doch die Hauptsache?«

»O, mein Herr, die Braut ist hier. Hören sie nur: Nancy kam mit der Dame, bei der sie Dienste genommen, herüber nach Frankreich und sollte dann mit ihr eine größere Reise antreten. Aber dies mochte sie nicht, um sich nicht zu weit von England zu entfernen, und noch ehe ich an Bord des Alabama ging, schrieb sie mir, sie sei in einer hübschen, alten Stadt in der Normandie, in Caen, geblieben, habe als Hausmädchen in einem Hotel, dem Hotel d'Angleterre, Dienst genommen und wolle dableiben, bis ich ihr Nachricht gegeben, was sie weiter thun solle. Ich schrieb ihr, sie solle ganz bestimmt dort bleiben und die Stadt Caen unter keiner Bedingung verlassen, damit ich sie immer zu finden wisse. Mir könne sie nicht schreiben, denn ich sei an Bord eines Kaperschiffes, und dahin gehe keine Post. Aber von mir würde sie Nachricht erhalten, und so bald es möglich, würde ich kommen, sie als mein Weib wegzuführen. Und darum bin ich jetzt hier mein Herr! Drei Jahre lang bin ich ohne eigenen Willen auf dem Meere herumgeschweift, den günstigen Augenblick erwartend, der mich in Nancy's Nähe führen würde. Endlich war das Glück mir günstig. Monate lang jagten wir uns mit dem Kearsage in den atlantischen Gewässern herum, immer weiter hinauf ging es nach England zu, und endlich liefen wir vor wenig Wochen in den Hafen von Cherbourg ein, um unser Schiff auszubessern. Von Tag zu Tag hoffte ich jetzt auf einen Urlaub, meine Nancy, der ich jetzt so nahe als möglich war, aufsuchen zu können. Der Kearsage, der uns schon als sichere Beute im Netz zu haben glaubte, kreuzte uns fortwährend vor der Nase herum, und unser Capitain mochte unter diesen Umständen keinen seiner Leute auch nur auf einen Tag entbehren. Was weiter geschah, wissen Sie. Nachdem einmal Capitain Semmes die Herausforderung des Nordamerikaners angenommen, durfte ich gar nicht mehr daran denken, meine Nancy sehen zu wollen. Nun, der Herr war nicht mit uns, wir mußten unterliegen, aber die Yankee's haben doch wieder einmal gesehen, mit welchen Leuten sie es zu thun haben. An mir jedoch ward wahr, was unser gutes, englisches Sprichwort sagt: ›There is no ill wind, that blows nobody good!‹ Unser Unglück hilft mir wenigstens zur Hochzeit mit meiner Nancy, und der

Himmel selber stand mir bei. Vom Kampfe bis zum Tode erschöpft, sank ich bewußtlos zusammen; wie leicht konnte ich Kriegsgefangener oder auf dem Deerhound eingeschifft werden. Mein gutes Glück führte mich aber nach Cherbourg zurück, und den Onkel Peter auch«.

»Wer ist der Onkel Peter?«

»Ein alter Matrose und Schiffskamerad, der so wenig mein Onkel ist, als Sie, der aber auf dem Schiffe der Allerweltsonkel gewesen und mir besonders zugethan ist. Er hat die Nancy schon als Kind gekannt, und nachdem wir uns Beide einigermaßen erholt, ließ ich nicht nach mit Bitten, bis er mich hierher begleitete, um bei der Nancy Vaterstelle zu vertreten und sie mir am Altar zuzuführen, obgleich er es geschworen hatte, niemals auf einer Eisenbahn zu fahren. Sie sehen also, mein Herr, Alles ist zur Trauung bereit, und es kommt nur noch auf Sie an. Hier sind meine Papiere, hier die Trauringe, den Zeugen habe ich in einem Kaffeehaus am Hafenbassin gelassen – um welche Stunde sollen wir morgen bereit sein? Wir haben wenig Zeit zu verlieren, da wir so schnell wie möglich zu unserem Capitain zurückkehren wollen«.

279

»Ich will sehen, was sich thun läßt, lassen Sie mir Ihre Papiere hier und – ja, warum haben Sie denn die Braut nicht gleich mitgebracht? wir brauchen deren Papiere auch und vor allen Dingen ihre Einwilligung«.

»Ich konnte sie nicht mitbringen, ich habe sie ja noch gar nicht gesehen. Jetzt will ich aber sogleich zu ihr«.

Der Geistliche faßte ihn am Arm: »Was sagen Sie, Sie haben Nancy Wilson noch gar nicht gesehen, seit Sie hier sind? Sind Sie von Sinnen?«

»O, keineswegs, ich wollte nur das Nothwendigste zuerst thun, und es war viel wichtiger, mich zuerst Ihres Beistandes zu versichern, als Nancy aufzusuchen. Nun ich Ihnen Alles erklärt, will ich freilich keine Minute mehr verlieren und zu ihr eilen«.

»Aber mein Gott, wenn Nancy nun Caen verlassen hätte?«

»Das hat sie nicht!« versicherte William mit der ruhigsten Miene, »meine Nancy wartet hier auf mich, bis zu ihrem Tode«.

»Wenn sie aber nun gestorben«, dachte Mr. Ward, aber er verschwieg es und sagte nur laut: »Ich begleite Sie. Als Fremdem dürfte es Ihnen doch schwer fallen, das Hôtel d'Angleterre so schnell aufzufinden, wie Sie billiger Weise wünschen müssen«.

Dankend nahm William Watson das Anerbieten an, und bald standen beide Männer vor dem hübschen, reinlichen Hotel, in welchem die englische Auswanderung, die alljährlich die Normandie überfluthet, gewöhnlich

280

vor Anker geht, ehe sie ihre festen Quartiere bezieht. Mr. Ward war nicht unbekannt in dem Hause und es mußte ihn befremden, daß auf seine Frage nach einem englischen Dienstmädchen, mit Namen Nancy Wilson, zwischen den Kellnern lächelnde Blicke gewechselt wurden.

William Watson erblaßte: »Ist Nancy Wilson nicht hier? ruft sie schnell herbei!« sagte er hastig in gebrochenem Französisch.

»Impossible!« antwortete der Oberkellner, der inzwischen herbeigekommen, »sie war zu nichts zu gebrauchen, wir haben sie vor einem halben Jahre entlassen«.

»Und wo ist sie jetzt?«

»Ne sais pas«, antwortete das Individuum mit einem Achselzucken und verschwand hinter einer halb offenen Thür.

Mr. Ward fragte nach dem Hotelbesitzer; er war auf zwei Tage mit seiner Frau auf sein nahes Landgut gereist. Von der Dienerschaft konnte oder wollte Niemand wissen, was aus Nancy geworden.

»Elle était très méchante pour Mr. Ollivier, qui l'aimait tendrement; c'est pour cela qu'elle a quitté.« Dies war Alles, was man einer kleinen Französin in weißer Schürze und Haube entlocken konnte. Offenbar wäre sie weniger abgeneigt gewesen, sich von Mr. Ollivier, dem Oberkellner, tendrement lieben zu lassen.

Mr. Ward sah sich nach William um, der bleich und nachdenklich an der Wand lehnte.

»Nun, Mr. Watson«, sagte er zu ihm, »was werden wir jetzt thun?«

William raffte sich auf: »O«, sagte er, »es macht nichts, Nancy Wilson hat Caen nicht verlassen, darum ist mir nicht bange. Ich werde morgen von Haus zu Haus gehen und werde sie finden«.

281

Mr. Ward mochte dieses gute Vertrauen nicht untergraben; er begleitete William, der schweigend neben ihm herschritt, bis zum Kaffeehaus am Hafenbassin, wo der Onkel Peter immer neue Zuhörer mit der wohl schon zum zwanzigstenmal vorgetragenen Erzählung seiner Heldenthaten unterhielt.

Unter dem Einfluß des reichlichen Genußes normännischen Aepfelweines, den er nach Landessitte mit Ciderspiritibus versetzte, nahm seine Darstellung einen immer phantastischen Schwung an, und mit etwas bedenkliehen Schritten folgte er endlich den Aufforderungen Williams.

Mr. Ward brachte Beide für die Nacht nach einem kleinen abgelegenen Gasthof, und der freundliche Geistliche entfernte sich erst, nachdem er

William versprochen, ihn am folgenden Morgen bei seinen Nachsuchungen zu begleiten.

Es ist ein schönes Ding um die Wahrheit, aber wenn wir hier die Absicht hätten, als Dichter aufzutreten, so würde sie uns im höchsten Grade lästig fallen. Wir sind mit unserer kleinen Erzählung an einem Punkte angelangt, von dem aus sie mit Leichtigkeit sich bis zu einem dreibändigen Roman ausspinnen ließe. Wie verlockend wäre es, jetzt Nancy Wilson nach Californien, Australien oder dem persischen Meerbusen zu versetzen, wohin sie das Schicksal verschlagen hätte, indem sie ihren William aufsuchte, während er an der französischen Küste weilt und Alles bereit hält zur ewigen Vereinigung – den Geistlichen, den Zeugen, die Papiere und Trauringe – und ihm nur Eines fehlt – die glückliche Braut!

Aber wir haben versprochen, eine wahre Geschichte zu erzählen, und nicht nur einen poetischen, sondern einen wirklichen Sieg ausdauernder Liebe zu verkünden, und kehren darum zu der bescheidenen Rolle eines bloßen Referenten zurück. –

Trotz der späten Abendstunde hatte das mächtige Gefühl der Wißbe- 282
gierde die kleine Gesellschaft im Salon des Mr. Ward noch wach und zusammengehalten. Man wünschte gar zu lebhaft zu wissen, was einen Helden des Tages, was einen Albamamatrosen nach Caen zu dem englischen Geistlichen geführt hatte. Was blieb Mr. Ward übrig, als den stummen Aufforderungen schöner Augen und halbgeöffneter Lippen zu willfahren und William Watsons Begehren, sowie seine getäuschte Hoffnung mitzutheilen. Eine der eifrigsten Zuhörerinnen war die schon erwähnte jugendliche Miß Flora. Ihre dunklen Augen hingen unverwandt an dem Erzähler, und man konnte bemerken, wie sie sich gewaltsam zusammennahm, ihn nicht zu unterbrechen. Aber als er geendet, als man sich eben in bedauernden Klagen über Nancy's Verschwinden ergehen wollte, rief Miß Flora energisch:

»William Watson ist in seinem Vertrauen nicht getäuscht, seine Braut hat Caen nicht verlassen, denn vor kaum vier Wochen habe ich auf der Straße mit ihr gesprochen!«

»Wie, Sie kennen Nancy?« rief Alles erstaunt.

»Ja!« lautete die triumphirende Antwort. »Als wir voriges Jahr von England herüberkamen, hielten wir uns, bis wir ein eigenes Haus gefunden, mehrere Wochen lang im Hôtel d'Angleterre auf. Ein niedliches englisches Mädchen, sie hieß Nancy Wilson, bediente uns. Sie gefiel mir, und ich

interessirte mich für sie, denn das arme Ding mußte oft schwer arbeiten und war im Ganzen schlecht bezahlt. Tante Betsig, die mit uns war und den Winter in Deutschland zubringen wollte, schlug dem Mädchen vor, sie dahin zu begleiten. Trotz der vortheilhaften Bedingungen, die sie ihr stellte, trotzdem sich ihre Lage dadurch bedeutend verbessert hätte, weigerte sie sich standhaft, darauf einzugehen. Wir nannten Nancy zuletzt ein eigensinniges Ding und kümmerten uns nicht mehr um sie. Nachdem wir das Hotel verlassen, sah ich sie nicht mehr, bis vor wenig Wochen, wo sie mir auf der Straße begegnete, und so bleich und niedergeschlagen aussah, daß ich stehen blieb und sie fragte, ob sie krank gewesen. Sie verneinte dies, sagte nur, sie habe viel Verdruß gehabt und befinde sich in einem anderen Hotel als Kammermädchen. Ich war eilig, rief ihr nur noch zu: »Da wären Sie doch besser mit nach Deutschland gegangen!« und ging weiter«.

»Und Sie wissen nicht, wo sie sich jetzt aufhält?«

»Leider nein; aber das muß sich ja leicht auffinden lassen. Soll ich Ihnen suchen helfen?«

»Nein, nein«, antwortete Mr. Ward lachend, »ich bin Ihnen für diese Auskunft schon dankbar genug. Wie glücklich wird der brave William sein, wenn er hört, daß er sich in seinem festen Vertrauen auf Nancy's Treue und Gehorsam nicht betrogen hat«.

Man trennte sich, und am folgenden Morgen begann Mr. Ward, von William und Onkel Peter begleitet, seinen Rundgang. Hatte sich aber Amors Schelmerei, denn glücklicher Weise neckte er dieses Mal ja nur, schon am vorigen Abend bewährt, so auch jetzt – schon hatte man alle Hotels der Stadt besucht, ohne eine Spur von Nancy zu finden.

»Nun bleibt uns nur noch ein einziges Hotel in der oberen Stadt übrig«, sagte Mr. Ward, »es heißt la Sainte-Barbe, vielleicht hat sich Nancy unter den Schutz dieser strengen Heiligen gestellt«.

Er begleitete seinen Scherz mit einem etwas gezwungenen Lachen, denn ihm bangte vor der Befürchtung, am Ende doch noch Nancy Wilson in einer der niederen Kneipen aufsuchen zu müssen, was wenig für die Bewährung ihres guten Rufes gesprochen hätte. Endlich stand man vor dem Eingang des hübschen, anständigen Hotels, und eben war Mr. Ward in Unterhaltung mit dem Portier getreten, als er hinter sich einen lauten Schrei des Entzückens vernahm. Er drehte sich um, da stand William Watson und hielt in seinen Armen und fest an seine Brust gedrückt eine jugendliche Gestalt, deren Haupt sich an seiner Schulter barg, während

ein lautes Schluchzen hörbar ward. Die Liebenden hatten sich gefunden – was bleibt uns da noch viel zu sagen übrig?

Die treue Nancy, von so eigenthümlich feiner Schönheit, wie sie nur eben die englischen Mädchen besitzen, hatte während der Trennung von dem Geliebten fast nicht mindere Gefahren zu bestehen gehabt, als er. Aber ihre Liebe und die feste Zuversicht zu ihrem William blieben ihr untrüglicher Halt und Schutz, bis sie, von den hartnäckigen Liebesanträgen Mr. Olliviers allzu sehr bedrängt, ihre Stelle verließ. Seitdem war sie im Hotél de la Sainte-Barbe, deren Besitzer ihr das günstigste Zeugniß gab, sowie auch ihre früheren Herren.

Nun hatte sich endlich alles Nothwendige zu einer fröhlichen Hochzeit zusammengefunden; schon freute sich die ganze englische Gemeinde, wie auch einige romantisch gesinnte Deutsche darauf, der feierlichen Trauung von Nancy und William beizuwohnen. Aber dieser schönen Erfüllung stellte sich für die nächsten Tage, kalt und eisern, eine Gesetzesformel entgegen. Eine vorherige Verkündigung der bevorstehenden Ehe auf englischem Grund und Boden konnte nicht wohl umgangen werden, wie eifrig auch Miß Flora, die sich in den Kopf gesetzt hatte, Nancy zur Trauung auszuschmücken, gegen solche verrostete Gesetze argumentirte.

William, der, nachdem er Nancy gefunden, von Eifer brannte, seine Dienste auf's Neue seinem verehrten Capitain anzubieten, ließ sich nicht halten, bis jene Formalität drüben in England hatte erfüllt werden können. Das Paar beschloß also, den französischen Boden als Braut und Bräutigam zu verlassen, unter dem Geleite des Onkel Peter, der sich wohl oder übel in die Rolle der Duenna fügen mußte. In Brighton, ihrem beiderseitigen Geburtsort, wollten sie sich dann den Segen der Kirche ertheilen lassen.

285

Mit dem Dampfboote, das alltäglich zur Zeit der Fluth das Hafenbassin verläßt, um den grünen Ufern der Orne entlang nach dem Canal zu dampfen, dessen Wogen es bald dem Havre zuführen, fuhren die Glücklichen ab, begleitet von den Segenswünschen Aller, die ihre Geschichte kannten. –

Wo sie jetzt weilen, ob sie noch vereinigt oder schon wieder getrennt sind – wer mag es wissen? Aber wir hoffen, daß die Liebe, die sie so sichtbarlich behütet und zuletzt noch über Blut und Leichen zusammengeführt, ihnen bis an's Ende ihres Lebens so treu bleiben möge, als sie es ihr geblieben sind. –

286

Der kleine Vagabund

Es mögen etwa dreißig Jahre her sein, als an einem wonnigen, sonnigen Nachmittage des Monat Mai die rüstige Wirthin zum »goldnen Löwen« in Zwingenberg, dem reizend gelegenen Landstädtchen an der Bergstraße, ihren Jüngsten, einen stämmigen, vierjährigen Knaben, von dem Arm auf die Erde setzte und zu einem blondgezöpften Mädchen von ungefähr zehn Jahren die eiligen Worte sprach: »Hier, Marie, nimm den Hans an die Hand, packt eure Schulsachen zusammen, Gretchen und Jakob, und geht mit hinauf in das Schloß. Ich weiß heute wieder einmal nicht, wo mir der Kopf steht; in einer Stunde kommen die Maler und Sänger hungrig und durstig aus dem Gebirg. Ich laufe vom Keller in die Küche, von der Küche in den Speisesaal – und ihr seid mir dabei fortwährend zwischen den Füßen. Also, marsch hinauf! und gehorcht der Marie, das will ich euch gesagt haben!« Die letzten Worte richtete sie an die zwei Krausköpfe von sieben und neun Jahren, die muthwillig zu dem drohend erhobenen Finger der Mutter hinaufschauten, jetzt aber freundlich nickten, als ein zweites: »Hört ihr?« nochmals Gehorsam einschärfte.

Die muntere Schaar zog dann vergnügt über den Marktplatz und die bergartige Straße hinauf; Mariechen, die ihr sanftes, gutmüthiges Gesicht schnell als eine Vice-Mama auswies, der man nicht allzu ungerne gehorchte, führte den Hans, der mit einer Gerte bewaffnet war und nicht verfehlte, damit nach jeder Gans zu schlagen, die ihm in die Nähe kam. Ihnen folgten Jakob und Gretchen; der erstere, als der stärkere, hatte sich mit den Schiefertafeln, der Fibel und dem Katechismus bepackt, während Gretchen das kleine Wägelchen zog, in welches die Mutter das Vieruhrbrod nebst einigen rothbackigen Aepfeln gelegt hatte, die sie als sorgsame Hausfrau bis spät in das Frühjahr hinein aufzubewahren wußte. Bald waren sie an ihrem Bestimmungsort angelangt, in der »Kinderstube der Frau Martha«, wie die Stammgäste des »goldnen Löwen« scherzweise den alten, verfallenen, mit Gras überwucherten Schloßhof nannten, wo die Wirthin in der Sommerzeit, an besonders geschäftigen Tagen, die Kinder gerne sicher unterbrachte. Eine geräumigere, freundlichere und gesündere Kinderstube möchte auch schwerlich sonst wieder gefunden werden, als dieser von zerbröckelnden Mauern rings eingeschlossene Raum, der allein noch daran erinnerte, daß hier einst ein wirkliches Schloß gestanden, als dessen einziger Rest sich eben dieser Hof noch erhalten hatte. Man schonte ihn auch wohl nur darum, weil sich unter ihm große, tiefe, in

den Fels gehauene Kellerwölbungen befinden, welche dem edlen Wein, der an diesen Bergabhängen wächst, eine kühle Wohnstätte bieten. Unten, neben den Kellern, hatte ein Küfer seine Werkstatt eingerichtet und bildete damit gleichsam eine Schutzwache für den inneren Hofraum, dessen Mauerreste im Sommer fast verschwinden unter dem dichten Gestrüppe der Brombeer- und Weißdornhecken, über die sich in buntem Gemische lange Epheuranken und blühende Winden hinziehen, als wollten sie die Menge von Vogelnestern, welche in den Hecken Schutz finden, noch sicherer verstecken. Darum wird es aber auch vom Mai bis zum Spätherbst in dem lauschigen Raume kaum stille von Vogelgezwitscher und süßen Melodien, die sich gar lieblich unter dem Schatten der dichten Hollunderbüsche anhören, welche die Mauerecken und Fenstervorsprünge schmücken. Neben diesen Resten des alten Schlosses erhebt sich malerisch die alte Kirche.

Mit fröhlichen Sprüngen betraten die Kinder jetzt ihren Spielplatz, und jauchzend hüpfen sie in dem saftigen, mit gelben Kuhblumen übersäten Grase umher. Sie schlüpfen in jedes Eckchen, um zu sehen, ob es dort nichts Neues gäbe, und freuten sich über ein paar dicke Baumstämme, welche der Küfer herausgelegt hatte und die bequeme Sitzplätze darboten. Die zwei Aeltesten waren bald auf den breiten Rand des Gemäuers geklettert und spähten hinaus in die sonnenbeglänzte Ebene, welche das Silberband des Rheines durchschlängelt, und welche von dem langen, blauen Rücken des fernen Donnersberges begrenzt wird. Aber ihr Ausschauen währte nicht lange. »Ein Storch, ein Storch!« riefen die Kleinen, und richtig, rückwärts über dem Thurme des Melibokus, des schönen Berges, der sich hier so majestätisch erhebt, zog oben im blauen Aether ein Storch seine luftige Bahn.

»Ja, ja, Gevatter Storch ist wieder da!« rief jetzt eine fröhliche Stimme, und vom Wege her, der weiter hinauf in den Wald führt, lenkte ein kräftiger Junge von etwa zwölf Jahren seine Schritte dem verfallnen Schloßthore zu. Er war viel ärmlicher und nachlässiger gekleidet, als Frau Marthens Sprößlinge, aber das schwere Tuch-Wams und die geflickten Hosen waren reinlich, und das grobe Hemde war schneeweiß. In der Hand hielt er einen dicken Knotenstock, und an seinem linken Arm trug er einen Korb, aus dem eine Masse lieblich duftender Kräuter hervorsah. Sein von langen, braunen Haaren umflogenes Gesicht strahlte von Frische und Gesundheit, und die braunen Augen blickten so lange recht treuherzig

in die Welt, bis ein starker Zug von Schelmerei und Pfiffigkeit, der sich öfter um den breiten Mund lagerte, sie blinzeln machte.

Kaum hatten die Kinder des Knaben Ruf gehört, als sie mit dem freudigen Gruße: »Ach, der Philipp!« nach dem Thore und ihm entgegenstürzten.

291 »Na, seid ihr wieder einmal im alten Revier?« sagte er ruhig, sich den Schweiß von der Stirne wischend; »das ist schön, da kann ich mich auch hier ein wenig ausruhen«. »Es ist noch nicht spät!« fügte er hinzu, nach der Sonne schauend, die noch hoch am Himmel stand. Dann stellte er seinen Korb auf die Erde und warf sich daneben in's Gras, während Hans und Gretchen sich über den Korb hermachten und die Kräuter herauskramten. »Bst«, warnte Philipp, »laßt mir den Korb in Ruhe, es hat Schweiß genug gekostet, das Kraut zusammenzufinden«. »Wie köstlich es riecht«, sagte Mariechen, ihr Näschen in ein Bündel des duftenden Waldmeisters steckend; »da gibt es heute wohl Maitrank unten?«

»Ja freilich«, antwortete Philipp, »die bringen durstige Kehlen mit von droben, ich glaube, sie könnten das Heidelberger Faß austrinken; es ist freilich auch heiß genug!«

Hans hatte inzwischen den Korb ganz ausgeleert und rief jetzt ärgerlich: »Philipp, Du hast mir doch kein Kuckucksei mitgebracht, wie Du es versprochen«, und Gretchen stimmte bei: »Ja, Philipp, Du führst uns immer an, mir hast Du versprochen, den Kuckuck zu fangen, aber Du kannst es wohl gar nicht.«

»Na«, sagte Philipp begütigend, »sei mir nicht böse, lieb Gretchen, mit dem Kuckuck war es nur Spaß, der fliegt mir zu hoch, aber ich bringe Dir schon sehr bald rothe, süße Erdbeeren, die schmecken gut«. – Mariechen schüttelte mißbilligend den Kopf und erwiderte: »Nein, Philipp, es ist nicht recht, Du führst die Kleinen beständig an der Nase herum, zuletzt glauben sie Dir gar nichts mehr«. Jakob aber rief: »Der Meister Philipp hat auch heute wieder die Schule geschwänzt. ›Wo läuft denn der Vagabund wieder herum?‹ hat der Herr Lehrer gestern Nachmittag gefragt!« –

292 Der Junge richtete sich halb auf: »Der Vagabund? Nun, da hättest Du ihm nur sagen sollen, daß mich die Frau Löwenwirthin in den Wald geschickt hat, um Maikraut zu holen, und daß Keiner so gut weiß, wo das frischeste und duftigste steht, als der Philipp. Aber mir dünkt, es eilt Euch auch nicht sonderlich mit Euren Aufgaben, denn Buch und Tafel liegen gleich mir im Grase«.

Diese Mahnung genügte; die pflichtgetreue Marie nahm Griffel und Schieferstein schnell zur Hand, während Jakob mit seiner Peitsche gleichmüthig fortknallte, und Gretchen, sich vor Philipp niederkauernd, sein heißes Gesicht mit ihren kleinen Patschhänden streichelte. »Ich bin Dir doch wieder gut, Philipp«, sagte sie, »wenn Du mich auch angeführt hast. Bringe mir nur recht bald die Erdbeeren; nicht war, das ist kein Spaß?«

Der Junge drückte mit seinen kleinen, braunen, schon von der Arbeit gehärteten Händen die weichen Finger des Kindes einen Augenblick fest auf seine Stirne und erwiderte: »Nein, das ist voller Ernst; aber weißt Du was, Gretchen, jetzt räumst Du mit dem Hans meinen Korb wieder schön ein, und nachher erzähle ich Euch auch etwas«. –

Philipp war das älteste Kind einer armen Wittwe, die in einem alten, schlechten Häuschen hinter dem Garten des Löwenwirthes wohnte. Sie hatte sich mit vier kleinen Kindern gar kümmerlich durchzuarbeiten und betrachtete es als ein wahres Glück, daß ihr Philipp anständig war und wohlgelitten im »goldnen Löwen«, wo er auch seine meiste Zeit zubrachte; denn immer gab es dort etwas für ihn zu thun, womit er manchen Sechser und fast täglich sein Mittagbrod verdiente. Er that Botengänge, arbeitete im Garten, fegte den Hof oder lief in die Weinberge und in den nahen Wald, wenn es dort etwas zu besorgen gab, und am Abend stellte er den Stammgästen die Kegel auf. Es hieß im Löwen den ganzen Tag: »Wo ist der Philipp? dies muß der Philipp thun! wo bleibt der Philipp?«

Die Löwenwirths-Kinder betrachteten ihn naturgemäß fast wie einen älteren Bruder, und wie manchmal schon hatte er die Stelle des Kinder-mädchens bei ihnen vertreten, was ganz gewiß auch heute der Fall gewesen sein würde ohne die dringendere Aufgabe, die ihn in den Wald rief.

293

Eine fröhliche Genossenschaft junger Männer aus der nahen Residenz, meist aus Künstlern bestehend, ließ sich zu keiner Maienzeit die Lust entgehen, nach tageslanger Streiferei auf den Höhen der Bergstraße und des Odenwaldes am Abend im »goldnen Löwen« einzukehren, um sich an der köstlichen Maibowle zu erquicken, deren Grundelement, einen guten, reinen Wein, man stets bei Frau Martha vorfand.

Aus diesem Grunde hatte Philipp abermals die Schule versäumen müssen; seine Armuth nöthigte ihn dazu, und es that ihm bitter wehe, wenn dann der Lehrer so hart über ihn urtheilte. Freilich ging Philipp auch gerne hinaus in Feld und Wald, dies läßt sich nicht läugnen. Was selten auf dem Lande ist und bei Kindern, er liebte und kannte die

Schönheiten der Natur, in deren Mitte er lebte, und wenn man ihn auch sonst noch hie und da einen »Vagabunden« nannte, so geschah es halb in Scherz, weil er so viel im Freien zu finden war. Im Scherze sagte er dann auch wohl manchmal, er werde sich den Namen noch verdienen, denn nichts wünsche er sich so lebhaft, als viele fremde Länder zu sehen und die Merkwürdigkeiten aufzusuchen, von denen Abends die Herren in der Wirthsstube so mancherlei erzählten oder vorlasen.

Auch jetzt träumte er sich wieder hinaus in's Weite, bis ihn endlich Gretchen, die neben ihm kauerte und unablässig drängte: »Jetzt erzähle aber auch!« seinem Sinnen entriß.

»Ja nun«, sagte Philipp und fuhr sich mit den Händen durch die Haare, »wenn ich Euch auch erzähle, was ich gesehen, glaubt ihr's am Ende wieder nicht, und doch ist es wahr!«

»Nun, so fange nur an«, drängte jetzt auch Jakob, der, nachdem er sich müde geknallt, theilnehmend näher getreten war und Mariens ernstliche Ermahnung, nun endlich seinen Fibel-Vers zu lernen, mit verächtlicher Geberde zurückwies.

294 »Also«, begann Philipp, »ihr wißt doch, daß die Herren aus der Stadt heute früh auf den Melibokus gegangen sind, und sobald die Schule zu Ende war, lief ich auch hinauf, denn ich höre sie so gar zu gerne singen, und der lustige Maler, der mit der Guitarre im Arm immer den Andern vorangeht und die schönsten Lieder weiß, war auch dabei. Sie lagerten oben auf den Felsen oder im Grase und hatten ein seltsames Ding mitgebracht, das ihnen der lange Peter aus Alsbach hinaufgeschleppt hatte. Es ist ein schwarzer Kasten, der sieht von vorn genau wie eine Kanone aus, und diesen Kasten stellten sie vor den Thurm in die Sonne, richteten die Kanone, steckten bald die eine, bald die andere schwarze Tafel, die genau aussahen, wie unsere Schiefertafeln, nur daß kein Holz ringsum war, in den Kasten, und wenn sie dieselben wieder hervorholten, dann betrachteten sie das Ding genau und freuten sich darüber oder schüttelten die Köpfe. Ich dachte, sie seien wohl nicht recht bei Sinnen und getraute mich lange nicht herbei, bis mich einer von den Herren sah und mir zurief: ›Hier, komm' einmal her, Junge, was siehst Du auf dieser Tafel?«

Ich guckte darauf, da stand wahrhaftig das Auerbacher Schloß, zwar sehr, sehr klein, aber ganz deutlich und genau. ›Weißt Du, wer das gemalt hat?‹ lachte der Herr, und als ich natürlich den Kopf schüttelte, rief er: ›Kein Anderer als die Sonne!‹

›Die Sonne?‹ sagte ich, ›unsere Sonne?‹

Da fingen sie alle laut zu lachen an, der Herr nahm mich am Kopfe, zog ihn nach hinten und rief lustig: »Ja, die Sonne, die dort oben am Himmel steht!«

Marie, die sich schon längst nicht mehr mit dem Einmaleins plagte, sondern auch zuhörte, erhob jetzt drohend den Finger: »Philipp, Du willst uns wieder einmal etwas weiß machen!«

»Nein, wahrhaftig nicht«, rief der Junge aufspringend; »ich war nun natürlich mäuschenstill, denn ich wollte mich nicht noch einmal auslachen lassen, aber gesehen habe ich es, mit diesen meinen Augen. Es erschienen Bilder auf den leeren Tafeln, und es hat Keiner etwas dabei gezeichnet oder gemalt«.

295

»Die Sonne«, sagte Mariechen nachsinnend, »die Sonne kann viel, sie lockt das Grün hervor und die Blumen, aber, daß sie soll malen können« – Philipp's ganzes Gesicht verzog sich in eitel Schelmerei, er hatte seinen Korb wieder an den Arm genommen, den Stock ergriffen und rief jetzt mit lustigem Ton: »Ei, so probirt es doch einmal selbst! Probiren geht über Studiren! Da, hier stehe ich vor Euch in der Sonne, sehr einmal zu, ob etwas davon auf Eure Tafeln kommt, Ihr könnt ja mit dem Griffel immer noch ein wenig nachhelfen!«

Mit diesen Worten stellte er sich gravitatisch dicht vor Marie hin, die ganz betreten ihre Zahlenreihe auslöschte, während Gretchen trotz Jakobs Widerspruch dessen Tafel erwischte und sich hinter Marie setzte. Eine Minute lang blieben sie alle ruhig mit angehaltenem Athem, begierig, ob die liebe Sonne wirklich so freundlich sein werde, ihnen das Bild des Kameraden hinzumalen; dann blinzelte Eines nach der Tafel des Andern, um zu sehen, ob sich wohl dort das Wunder zu vollziehen beginne, welches bei ihm noch nicht erscheinen wollte – es war ein kurzer, aber allerliebster Anblick, den ein junger Mann, der schon seit einigen Minuten an dem Thorwege hinter einem Mauervorsprung verborgen stand, mit lächelnder Miene genoß.

Noch eine Sekunde, dann war es vorbei, – da wußten Marie und Jakob, daß Philipp, der Schalk, dessen lachender Mund immer größer geworden, wieder eine Hänselei an ihnen verübt hatte. Jakob warf zornig den Katechismus, den er in der Hand hielt, auf den Boden und hob die Peitsche, während Marie, aufspringend und die kleine Faust ballend, halb weinend ausrief: »Du schlechter Junge, Du hast uns wieder zum Besten gehabt, diesesmal sage ich es der Mutter – und nun habe ich auch noch meine Rechnung ausgewischt!« – Diesem Zornesausbruch folgte ein vernehmli-

ches Schluchzen, welches aber Philipp kaum noch hörte, denn er hatte sich eilends auf den Weg gemacht und trottete schon die Bergstraße hinunter, mit lauter Stimme zurückrufend: »Die Sonne malt aber doch! ihr habt nur den schwarzen Kasten nicht, ohne den ist es freilich nichts!«

Jakob, den es wunderbar beruhigte, daß in diesem Falle die altkluge Marie mit unter den Angeführten war, knallte wieder gleichmüthig mit seiner Peitsche und sagte: »Diesesmal kriegt es der Philipp! Morgen muß mir die ganze Schule helfen ihm den Kopf zausen!« Hans hatte sich während aller dieser Vorfälle stillvergnügt an die Aepfel gemacht, und sein Beispiel wirkte jetzt besänftigend auf die übrigen. Gretchen fuhr das Wäglein mit dem Viehruhrbrod zu den Holzstämmen heran und suchte dann den dicksten Apfel heraus, welchen sie Jakob mit den Worten gab: »Du darfst aber auch dem Philipp morgen nichts thun«.

»Hast Du denn den ungezognen Philipp so lieb?« fragte Marie, nun auch, trotz ihres Kummers, herzlich in einen Apfel beißend. »Ja«, antwortete die Kleine, »weil er mich auch lieb hat«, und darauf hatte Niemand etwas einzuwenden.

Noch ein Stündchen, dann stand der Melibokusthurm wie im rothen Feuer, umglänzt von den Strahlen der sinkenden Sonne, und sagte den Kindern, daß es nun Zeit für sie sei heimzukehren. Sie packten ihre Sachen zusammen, und hui! ging es die Straße hinab zu der Mutter, welche bereits an der Thüre stand und besorgt nach ihrer kleinen Schaar ausschaute, die sie bald lärmend und liebkosend umringte.

Sie traten in die Thüre, aber, o Schreck! da stand wahrhaftig der schwarze Kasten, von welchem Philipp erzählt hatte, und er, der Missethäter, lehnte ganz vergnügt neben einem blonden, jungen Mann an dem Stamm der Linde, unter deren Dach sich die Gesellschaft bereits um die Maibowle versammelt hatte.

Neugierig drängten sich Marie und Jakob – Hans und Gretchen hatte die Mutter bereits fortgeführt – nach der Thüre, um sogleich wieder mit blutrothem Gesichte zu entfliehen, denn der hübsche Maler im schwarzen Sammtrock hielt ein kleines, offenes Buch in der Hand und erzählte den Andern: »Seht, so führt uns der Zufall oft die nettesten Bilder in den Weg; diese Skizze fiel mir recht eigentlich im Vorüberlaufen in die Hand. Es sind die Kinder unserer Wirthin nebst diesem Schelm hier, der die armen Tröpfe im wahren Sinn des Wortes hinter das Licht geführt hat«, und lachend vernahmen nun die Andern die Veranlassung der kleinen Scene.

»Du hast immer Glück, Arthur«, sagte ein älterer Mann, der neben dem Maler saß, »aber diesesmal mußt Du es mit mir theilen, ich möchte die kleine Gruppe photographisch aufnehmen; man kann sie ja gerade noch einmal so stellen«.

»Sie aufnehmen? die Sonne wirklich zur Malerin dessen machen, was meine flüchtige Bleistiftzeichnung hinwarf? Ich dächte, so weit dürfte uns doch die neue Kunst, die Lichtmalerei, noch nicht in's Handwerk pfuschen, daß sie ganze Gruppen, vier bis fünf Personen zugleich auf die Platte zaubert«! »Und wenn sie es dennoch vermöchte?« lachte der Andere; »wir sind mit der Lichtmalerei erst am Anfang vom Ende. Daguerre gab uns die Metallplatten, und auf diesen Gruppenbilder festzuhalten, will allerdings kaum gelingen; aber in der jüngsten Zeit hat man es nach vielen Versuchen zu Stande gebracht, ein Papier herzustellen, welches die gleichen Dienste thut und weit weniger kostspielig ist. Auch hat man den Apparat so vervollkommenet, daß es nun möglich wird, mehrere Gegenstände oder Personen zugleich zu fixiren. Die Versuche, die ich bereits bei Aufnahmen von allerlei Gegenständen angestellt, sind trefflich gelungen, morgen soll mir dann die kleine Schaar daran, die Dein Stift so glücklich skizzirte«.

»Bravo! Bravo!« riefen die Freunde, und, nachdem der Sprecher geendet, stießen sie an auf glückliches Gelingen. Während nun Philipp die Herren bediente und dabei keines ihrer Worte verlor, saßen die Wirthskinder drinnen bei der Mutter in der Hinterstube, verzehrten ihre Milchsuppe und erzählten ihr mit Entrüstung, wie der Philipp sie wieder einmal zum Besten gehabt.

298

Am nächsten Morgen in der Frühe fuhren die Gäste des »goldenen Löwen« wieder nach der Stadt zurück; nur der junge Maler und sein Freund, der Photograph, welcher früher Porträtmaler gewesen war, nun aber, die Concurrenz der neuen Erfindung fürchtend, sich dieselbe angeeignet hatte, blieben nebst dem großen schwarzen Kasten zurück, weil sie die Gegend noch ein paar Tage länger zu durchstreifen gedachten. Ehe sie jedoch eine neue Wanderung in die Berge antreten wollten, sollte der Versuch gemacht werden, die Kinder aufzunehmen.

Die guten Zwingenberger hatten schon hie und da in den Zeitungen von der »Potografie«, wie es die ungebildeten Leute nennen, gelesen, auch wohl einmal ein solches Bild gesehen; aber einen klaren Begriff hatte doch Niemand von der Sache, und als nun die beiden Künstler ihren geheimnißvollen Kasten, die camera obscura, auf dem Marktplatze aufstellten,

standen die Zuschauer bald Kopf an Kopf gedrängt, das merkwürdige Schauspiel mit anzusehen. Aber das neue Papier sollte nicht so schnell seine Güte erproben dürfen, das Bild kam nicht zu Stande, weil die zunächst dabei Betheiligten den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzten. »Wir stellen uns nicht vor die Kanone, nein, um Alles nicht!« so versicherten Jakob, Mariechen und Gretchen im Chore, als sie, aus der Schule heimkehrend, den ganzen Aufzug und die erwähnten Vorbereitungen vor ihrem elterlichen Hause fanden und vernahmen, daß sie als Hauptschauspieler mitwirken sollten. Auch Frau Marthen war die Sache nicht geheuer; sie hielt Hans, der ihr nicht vom Rocke ging, fest an der Hand und schöpfte nun selber Muth zur entschiedenen Weigerung, als sie die Angst und Furcht ihrer Lieblinge sah. »Nichts für ungut, ihr Herrn«, sagte sie, »aber laßt mir die Kinder in Ruhe, mir gruselt auch bei der Geschichte; daß man da in das Rohr hineinsehen und als Bild wieder herauskommen soll, erscheint mir halb wie ein Hexenwerk, Gott weiß, was da passirt. Daß die liebe Sonne viel vermag, das wissen wir, daß sie aber auch noch malen und zeichnen soll, dies geht mir doch über den Verstand!«

Ja, so dachten die Leute damals noch von der Lichtmalerei, die doch gewiß eine der merkwürdigsten Erfindungen ist, welche der Menscheng Geist in diesem Jahrhundert gemacht hat!

Vergnügt sprangen die Kinder jetzt hinter der Mutter die hohe Stein-
 treppe hinauf, von wo aus sie Alles bequem übersehen konnten, ohne selbst Mitwirkende sein zu müssen, und rathlos blickten die Freunde einander an, was nun zu thun sei, als Philipp, der natürlich mit im Vordergrunde stand, laut ausrief: »Herr Maler, ich fürchte mich gar nicht, stellen Sie mich nur vor die Kanone, ich will stocksteif stehen bleiben, wenn Sie ein Bild von mir machen wollen.« Der Photograph lachte: »Nun wohl, mein Junge, so will ich es mit Dir allein versuchen, da deine Kamerädchen sich fürchten«, und während nun Arthur den Jungen in die rechte Stellung brachte, Rudolph aber, so hieß der Andere, hinter dem schwarzen Tuche verschwand, um die Glastafel zu richten, und dann schnell den Messigdeckel abnahm, welcher die Glaslinse in der Röhre verdeckte, stießen sich die Leute an und zischelten: »Ja, ja, der Philipp mag es thun, der ist zu Allem gut – die Löwenwirthin hat Recht, wir geben unsere Kinder auch nicht dazu her«.

Der Philipp aber stand wie eine Mauer, und Alles hielt mit ihm den Athem an, so lange der Maler neben ihm, die Uhr in der Hand die Minuten zählte; denn damals ging es noch so schnell nicht wie jetzt, da

brauchte man noch doppelt so viele Minuten, als heute Secunden. Endlich gab er das Zeichen, der Andere schob wieder den Messingdeckel auf die Röhre, nahm rasch die Tafel aus dem Kasten, und Beide stürzten nun hinein in das dunkle Kämmerchen, welches sie sich zuvor eingerichtet hatten. – Philipp sah sich ganz heldenhaft im Kreise um, der nun näher und näher an ihn herandrängte; war er doch jetzt der erste im Dorfe, der durch sein Lichtbild verewigt werden sollte; und als ihn seine gute Mutter, die ganz stolz darauf war, daß ihr Philipp so an Ansehen gewann, nun halblaut fragte: »Hast du denn gar nichts gespürt?« rief er lachend: »Was hätte ich denn spüren sollen?« aber dennoch wurde er blaß, als jetzt der Maler auf die Treppe trat und unter die Leute rief: »Das Bild ist prächtig gelungen, schon bei der ersten Aufnahme; wenn ihr heute am Abend wieder hierher kommt, sollt ihr den Philipp sehen, wie er leibt und lebt!«

Philipp war glücklich: also wirklich, sein Bild war in diesem Augenblicke entstanden? Er warf die Mütze hoch in die Luft und rief: »Hurrah! die liebe Frau Sonne hat mich gemalt! Wie man dabei hilft, dies muß ich auch einmal lernen!«

Gegen Abend stand dann der Platz wieder fast so voll mit Menschen, wie am Morgen, und Philipp's Mutter zeigte wonnestrahlend das wohlgetroffene Bildniß ihres Jungen im Kreise herum. Ja, man konnte ihn wirklich ganz deutlich erkennen, wenn auch diese ersten Versuche der Photographie kaum noch mit dem zu vergleichen sind, was sie heute leistet. Lächelnd verfolgten die beiden Freunde, die behaglich auf der Bank vor dem Hause saßen, den Ausdruck des Staunens und der Verwunderung auf den harten, gebräunten Gesichtern. Neben ihnen hatte Frau Martha Platz genommen, ihren Hans auf den Knien, und als jetzt Philipp das kostbare Blättchen, das er kaum zu berühren wagte, den Herrn zurückbrachte, sagte sie: »Ja man sollt' es kaum glauben, wenn man es nicht selbst gesehen; aber mich selbst vor das Ding da zu setzen, dies könnte ich auch jetzt noch nicht!«

Rudolph brach in herzliches Lachen aus und rief: »Nun, Frau Martha, Ihr könnt es Euch ja immerhin überlegen, bis ich nächstes Jahr wiederkomme, und um Euch Muth zu machen, lasse ich das Bild vom Philipp hier. Ich schenke es Euch und schicke aus der Stadt noch einen kleinen Rahmen dazu, da könnt ihr es drinnen unter dem Spiegel aufhängen!«

Frau Martha dankte herzlich, bis Arthur ihren Redefluß mit den Worten unterbrach, daß doch auch dem Philipp für die Courage, mit der er stille gehalten, ein Abdruck seines eigenen Conterfei gebühre.

»Ganz recht«, erwiderte Rudolph, »er soll das Bild haben, welches noch droben auf meiner Stube liegt, und kommst Du einmal in die Stadt, so besuche mich und bringe mir dagegen einen schönen, duftigen Waldstrauß mit«.

Wer war seliger, als Philipp, da er diese Worte hörte, und doch wurde sein Entzücken noch gesteigert, als Gretchen zutraulich zu dem Photographen sagte: »Der Philipp will auch so einer werden wie du!« und dieser darauf erwiderte: »Nun, dazu kann ja vielleicht Rath werden, wenn er älter ist und brav bleibt«.

An diesem Abend sah man ihn im »goldnen Löwen« nicht mehr, wie es auch überall nach Philipp rief; kaum hielt er seinen Schatz, sein eignes Bild in Händen und hatte er seinen heißen Dank dafür gestammelt, als er hinüberlief, in sein elendes Dachkämmerchen, den Abdruck auf den einzigen Stuhl stellte, den es enthielt, und ihn so rückte, daß das Mondlicht sein Bild hell überstrahlte. Dann kniete er davor, stützte den Kopf in beide Hände und träumte die halbe Nacht von der Zukunft, wie er die neue seltne Kunst erlernen, und dann mit seinem Kasten die halbe Welt durchstreifen wollte, um Alles abzubilden, was ihm und Andern gefallen mochte. –

302

Es ist wieder einmal Mai geworden – aber zwanzig Jahre später als zu Anfang unserer Erzählung – die Natur war dieselbe geblieben in ihrer Pracht und Schönheit. Auf den Feldern wogte wieder das junge Korn, auf den Bergen prangten wieder die Wälder im glänzenden Frühlingsgrün, und an dem lichtblauen Himmel, der sich über den Thurm des Melibokus wölbte, zog Gevatter Storch seine weiten Kreise. Die Menschen dagegen hatten sich recht sehr verändert; aus den Kindern, die im Schloßhofe einst so fröhlich gespielt, waren Leute geworden, und die rüstige Frau Martha hatte ihr Amt als Löwenwirthin abgeben müssen, denn die viele Arbeit und die Sorgen hatten sie mürbe gemacht. Sie saß jetzt ruhig in der Hinterstube, der kleinen Enkel wartend, während statt ihrer Mariechen schaltete und waltete.

Jakob war ein tüchtiger Müller geworden, was ihm besser zusagte, als Löwenwirth zu sein, und Hans hatte sich's nicht nehmen lassen, unter die Soldaten zu gehen, wo er es gerade jetzt bis zum Feldwebel gebracht hatte. Den beiden Mädchen fehlte es dagegen nicht an Freiern, namentlich Marien nicht, die nun noch das Vorrecht hatte, Frau Löwenwirthin zu werden. Sie wählte lange, bis sie den Rechten gefunden, brav, still und

fleißig genug, um ihr zu gefallen; dann aber machten sie bald Hochzeit, und es ging im »goldnen Löwen« Alles im alten Geleise fort.

Die junge Frau hatte eine sehr wichtige Stütze, die Tag und Nacht sorgte und der keine Mühe zu viel sein konnte, dies war das muntere, lockenköpfige Gretchen. Sie blieb stets, wie wir sie als Kind kennen gelernt, gefällig, freundlich und stets bereit diejenigen zu vertheidigen oder zu beruhigen, die angegriffen wurden.

303

Nur ein einziges Mal hätte sie beinahe ernstlichen Streit mit Marien bekommen, als diese sich verheirathete, und als nun der »goldne Löwe« von oben bis unten neu vergoldet, das heißt, auswendig und inwendig frisch angestrichen und aufgeputzt wurde. Ja, das große Gastzimmer, das seitdem nur gelb getüncht gewesen, bekam zum ersten Mal eine schöne blaue Tapete, mit großen dunkelrothen Rosen und grasgrünen Blättern, worauf Marie nicht wenig stolz war. Als nun, nachdem diese Pracht an den Wänden glänzte, die beiden Schwestern die Stube wieder einräumten, den blank geputzten Spiegel und die neuen weißen Vorhänge aufhingen, nahm Gretchen noch einmal Hammer und Nagel zur Hand.

»Was willst du damit?« fragte Marie, »wir haben nichts mehr aufzuhängen«.

»Doch, erwiderte Gretchen, »wir haben ja noch Philipp's Bild, das immer unter dem Spiegel hing«.

»Ach, laß' mir das alte verstaubte Bild weg, ich mag es nicht mehr in meiner neuen Stube haben!« rief Marie eifrig.

Gretchen wurde roth bis unter die braunen Locken. »Das ist nicht recht von dir, Marie«, sagte sie, »der Philipp war doch unser bester Jugendfreund«.

»Ach, ich habe mir nie viel aus ihm gemacht, und dann – Gott weiß, was aus dem geworden ist, er war und blieb ein Herumstreicher, ein Thunichtgut; ich will das häßliche Bild nicht mehr!« Damit ging sie sehr entschlossen zur Thüre hinaus.

Gretchen hielt traurig das verschmährte Bild in Händen; es war in der That sehr verblichen, der Rahmen alt und wurmstichig, aber sie konnte sich doch nicht dazu entschließen, es zu vernichten. Die ganze selige, fröhliche Jugendzeit sah sie aus dem Bilde an; sie riß den Rahmen ab, nahm das Glas herunter, blies den Staub weg, der sich hinter dasselbe auf das Papier gelagert hatte, und trug es hinauf in ihre Stube. Dort legte sie es zu unterst in den Nähkasten und schlug den Deckel wieder zu mit den

304

Worten: »Ich möchte doch wissen, ob der Philipp noch lebt, und wo er steckt!«

Ja, wenn wir das selber wüßten! Es hatte seine Richtigkeit, der Philipp war verschollen, seitdem er Herrn Rudolph, der ihn wirklich in die Lehre genommen, heimlich verlassen hatte. –

Als Philipp confirmirt und gerade aus der Schule entlassen war, traf ihn das Unglück, seine brave Mutter zu verlieren, der zu Liebe er seinen Hang, draußen herumzustreifen, und seine Sehnsucht nach fremden Ländern möglichst bekämpft hatte. Nun wurden ihr kleines Häuschen und das bißchen Hausgeräth versteigert, um für den Erlös die kleineren Kinder bei entfernt wohnenden Verwandten unterzubringen. Was Philipp betraf, so versprach die gutherzige Löwenwirthin, ihn mit dem Nothwendigen zu versorgen, bis er seine Lehrzeit bei einem Handwerker durchgemacht habe und dann für sich selbst aufkommen könne. Aber Philipp zeigte wenig Neigung für ein bestimmtes Gewerbe; er hatte die Freundschaft mit Herrn Rudolph, so weit er es vermochte, durch zeitweilige Besuche unterhalten, denen die Ueberbringung eines Straußes, eines Körbchens voll Walderdbeeren oder eines Säckchens mit Haselnüssen zum Vorwand diente. Sein ganzes Sinnen und Denken war davon eingenommen, bei ihm in die Lehre zu kommen; aber er durfte dies Niemanden sagen, man würde ihn ausgelacht haben, und nur seiner Freundin Gretchen vertraute er sich an, die aber auch nichts davon wissen wollte, weil er dann nicht mehr mit ihr spielen oder in den Wald gehen könne.

305 So standen die Sachen, als er am Abend, nachdem das Häuschen geschlossen war und seine Geschwister weggebracht waren, mit dem Bündelchen, das seine paar Habseligkeiten enthielt, niedergeschlagen auf der Bank vor dem goldnen Löwen saß. Eine Weile darnach kam Jakob, setzte sich zu ihm und sagte geheimnißvoll: »Ich weiß jetzt auch, was du werden sollst! ich habe zugehört, wie sich die Mutter mit dem Bürgermeister über dich besprach. Du wirst ein Schneider!«

»Ein Schneider?« schrie Philipp entsetzt.

»Ja«, antwortete Jakob, »du kommst zu dem alten Matthes in die Lehre, er sieht nicht mehr recht und braucht Jemand, der ihm die Nadeln einfädelt;« ein halb spöttisches Lachen flog dabei über Jakobs Gesicht.

Philipp sprang auf: »Ich zu dem alten Matthes? Nein, nimmermehr!«

Der alte lahme Schneider Matthes war schon seit Jahren das Stichblatt und die Zielscheibe aller Streiche und Spöttereien der Zwingenberger Schuljugend, die sich keinen besseren Zeitvertreib bereiten konnte, als

den Matthes zu hänseln, bis er öfter voll Wuth mit der Elle drein schlug und den Quälgeistern seine alten Lappen an die Köpfe warf; und nun sollte Philipp neben ihm sitzen und all den Hohn mit über sich ergehen lassen?

Er aß ruhig mit den Kindern zu Nacht, nachdem er seinen Bündel, der als kostbarste Gabe seine Photographie enthielt, unter der Bank verborgen hatte; dann, ehe das Haus geschlossen wurde, ging er noch einmal über den Hof und blieb im Schatten eines großen Fasses sitzen, bis alle Lichter erloschen waren. Nun schwang er sich über die Staketen, holte seinen Bündel hervor, hing ihn an den Knotenstock, und ging mit schnellen Schritten den Weg nach der Stadt zu.

Am nächsten Abende, als Frau Martha wie gewöhnlich bei Sonnenuntergang ein Viertelstündchen vor dem Hause rastete, ihre Kinder um sie her, unterhielt sie sich über die Straße lebhaft mit der Nachbarin wegen des ungerathenen Philipp, der, wie es scheine, ernstlich fortgelaufen sei, weil er nicht Schneider werden wolle. Da rief Gretchen plötzlich, die Hand ausstreckend: »Dort kommt ja der Philipp!«

306

In der That, dort kam er des Weges her, bestaubt, erhitzt, aber mit strahlender Freude im Angesicht, wenn ihn auch die Füße kaum zu tragen vermochten; als er nun am »goldnen Löwen« angelangt war, fiel er erschöpft auf der untersten Treppenstufe nieder, sich den Schweiß von der Stirne wischend. Es war gut, daß Gretchen gerade ihr Abendbrod, ein Glas frische Milch an den Mund führte, welches sie nun schnell absetzte und den durstigen Lippen ihres Spielkameraden bot, der sich dann auch rasch erholte und mit demüthiger Miene an seine Beschützerin wendete. »Seid mir nicht böse, liebe Frau Martha, daß ich Euch durch mein Fortlaufen Sorgen und Aerger gemacht, aber es war mir gar zu schrecklich, daß ich zu dem alten Matthes in die Lehre sollte. Da lief ich dann spornstreichs und ohne lange zu überlegen in die Stadt zu Herrn Rudolph, um ihn zu fragen, ob er Wort halten und mich wirklich die Lichtmalerei lehren wolle. Nun denkt Euch, welches Glück, er will es thun, wenn ich drei Jahre bei ihm bleibe und Ihr mir nur so lange Kleider und Wäsche geben wollt. Etwas Taschengeld, meinte er, würde schon durch Trinkgelder und dergleichen abfallen. Ich war so froh, ich versprach Herrn Rudolph Alles; wenn Ihr nun auch Ja! dazu sagen wollt, dann gehe ich in die Stadt und werde ein Lichtmaler. Juchje, das wird schön!« Er warf dabei seine Mütze in die Luft, kramte dann einen Brief aus der Tasche und fuhr fort: »Diesen Brief schickt Euch Herr Rudolph, Sonntag will er selbst heraus

kommen, sich die Antwort zu holen; als ich aber so weit mit ihm war, da hielt es mich nicht lange, in der vollen Mittagshitze lief ich wieder hierher – und, nicht wahr, liebe Frau Martha, Ihr gebt Eure Zustimmung?»

307 Alle hatten ihm schweigend und erstaunt zugehört, nur Gretchen schmiegte sich an ihn und sagte leise: »Du sollst nicht in die Stadt gehen!« Aber Philipp achtete nicht darauf, als Frau Martha jetzt erwiederte: »Wär' es mir nachgegangen, Philipp, dann würdest Du ein Schneider werden, denn ein Handwerk hat einen güldnen Boden, und die Sonnenmalerei will mir immer noch nicht recht einleuchten. Aber der Herr Rudolph ist ein erfahrener Mann, und wenn er dich denn durchaus haben will, na, meinerwegen, so gebe ich auch meinen Segen dazu!«

Damit war die Sache abgemacht, und als Herr Rudolph wirklich kam, um Rücksprache mit dem Bürgermeister und Frau Marthen zu nehmen, durfte ihn am Abend der übergläckliche Philipp nach der Stadt zurückbegleiten, und selbst Gretchen's Thränen vermochten sein lachendes Gesicht nicht zu trüben.

Anfänglich ging auch Alles sehr gut; Philipp war brav und fleißig, und gelegentliche Ausflüge nach dem heimathlichen Zwingenberg waren für ihn und die Kinder im »goldnen Löwen« stets Freudenfeste.

Die Kinder empfangen ihn stets wie einen lieben, älteren Bruder; als aber das zweite Jahr seiner Lehrzeit zu Ende ging, ward er von Tag zu Tag mißmuthiger und kleinlauter, wenn man ihn fragte, ob er nun auch bald selbst Aufnahmen machen und ein Photograph werden könne. Er fühlte sehr wohl, daß dies nicht der Fall sein würde, aber die Schuld lag nicht an Philipp, sondern an Herrn Rudolph, und noch mehr an den Verhältnissen. In dessen Atelier häufte sich die Arbeit von Tag zu Tag; als früherem Maler gelang ihm vornehmlich das Arrangement der Bilder gut, und Alles drängte sich zu ihm, der auch im Retouchiren oder Uebermalen der damals noch sehr mangelhaften Bilder Vorzügliches leistete. So war seine Zeit vollständig in Anspruch genommen, er konnte sich nicht viel um Philipp kümmern, und überdem gab es in dem Atelier eine
308 solche Menge mechanischer Arbeiten zu verrichten, daß jener auch kaum zu Athem kam. Sein gefälliges und anstelliges Wesen machte ihn überaus brauchbar, und es erging dem armen Schelm in der Stadt genau so, wie einst im »goldnen Löwen«: Jedermann rief nach Philipp, er mußte überall helfen und versäumte beständig die Gelegenheit, für sich selbst etwas Förderliches zu erlernen. Manchmal erinnerte er Herrn Rudolph an dessen Versprechen, ihn in alle Geheimnisse der Lichtmalerei einzuführen, ihn

namentlich Aufnahmen machen zu lassen, und dieser zeigte gleich immer den besten Willen dazu, bis die überhäufte Arbeit den lebhaften, aufgeregten Mann alle guten Vorsätze wieder vergessen ließ. Ein neuer bedeutender Fortschritt in der Lichtmalerei war gemacht worden: man übergießte die Glasplatten jetzt mit einer Flüssigkeit, dem Collodium, welches eine dünne Haut bildete, auf der sich das Bild fixirte, und mit Hülfe dieses Mittels konnte man die Bilder weit schneller und billiger als früher herstellen. Es hat die Collodiumhaut nur den Nachtheil, sich nicht gleichmäßig auf das Glas zu lagern, so daß in Folge dessen eine Menge kleiner Unebenheiten in Gestalt von winzigen Puncten in den Bildern zurückbleiben, welche durch die Retouche beseitigt werden müssen. Diese niedrige Art des Retouchirens, eine der einförmigsten und langweiligsten Arbeiten, wurde nun Philipp zugewiesen, und er saß oft Tage lang in der dumpfen, beständig von Aethergeruch erfüllten Stube neben dem Glashaus, wenn ihn nicht eine andere mechanische Arbeit, wie das Aufkleben und Einrahmen der fertigen Bilder, hinweg rief. Seltner und seltner wurden ihm nun auch die Spaziergänge nach der Bergstraße gestattet, und als wieder der Frühling mit Blüten und Sonnenschein herankam, da ward ihm das Atelier, nach dem er sich so sehr gesehnt, zum Kerker. Ja, wenn er noch wenigstens das Zeichnen verstanden und an den Bildern jene Arbeiten hätte vornehmen können, die einigen künstlerischen Werth haben; aber für einen armen Jungen von damals gab es noch keine Sonntags- und Abendschulen, wo man dergleichen erlernen konnte, wie dies heute der Fall ist. – Eines Tages theilte er seinen Kummer dem Maler Arthur mit, der stets noch freundliches Interesse an ihm nahm und ihm nun in seiner gutmüthigen Art anbot, ihm einige Begriffe des Zeichnens beizubringen, damit er wenigstens das eigentliche Retouchiren erlernen könne. Die wenigen Freistunden, die Philipp gegönnt waren, brachte er nun in dessen Atelier zu, wo er gewöhnlich einen andern Maler vorfand, der sich zu einer längeren Kunstreise nach Italien, die er im Herbst anzutreten gedachte, vorbereitete. Bei den Gesprächen, welche beide Freunde führten, bei den Schilderungen der Gegenden, die jener schon zum zweiten Male aufsuchen wollte, erwachte Philipps Reisetrieb auf heftigste. »O, könnte ich mit Ihnen ziehen!« rief er eines Tages ganz überwältigt aus, und der Maler antwortete ihm: »Nun, mir wäre es schon recht; solch einen anstelligen Burschen könnte ich gerade gebrauchen!«

Genug, das Wort ward zur That; Philipp beging das große Unrecht, Herrn Rudolph heimlich zu verlassen, unterstützt von dem leichtsinnigen

jungen Manne, der seine Begleitung wünschte und doch voraussah, daß man ihn nicht freigeben werde.

Philipp schrieb noch einen Abschiedsbrief an Herrn Rudolph und Frau Martha, in dem er sich zu rechtfertigen versuchte, und versprach, stets brav und rechtschaffen zu bleiben, was aber Beide, mit vollem Rechte hocherzürnt, bezweifelten und meinten, wenn man ihn im Scherz einen Herumstreicher genannt, so könne es jetzt leicht Ernst damit werden. – Wie man endlich seiner ganz vergaß, davon ist schon oben die Rede gewesen. –

310 In einer der schönsten und elegantesten Straßen der amerikanischen Bundesstadt Washington, – so genannt nach dem edlen Vorkämpfer der amerikanischen Unabhängigkeit und erstem Präsidenten der jungen Republik der Vereinigten Staaten – erhebt sich ein geschmackvoll zierliches Gebäude, dessen Glasfronte den Beschauer schnell darüber belehrt, daß er sich vor dem Atelier eines Photographen befindet. Vor demselben rollte eine feine Equipage nach der andern vor; ein riesiger Neger in schwarzem Frack und schneeweißer Wäsche half den Damen und Kindern aus dem Wagen und geleitete sie die teppichbelegte Treppe hinan bis zu dem Glashaus des vielgerühmten Photographen, Herrn Philipp Maurer, dessen Bilder nicht allein ausgezeichnet ausgeführt waren, sondern auch die Stellungen der Einzelnen, sowie der Gruppen mit ausgeprägt künstlerischem Geschmack arrangirt zeigten.

Heute aber sehen wir ihn selbst in seinem leichten, eleganten Wagen, mit prächtigen Rappen bespannt, an dem Portale vorfahren; er wirft die Zügel dem Diener zu, der hinter ihm sitzt, und bietet dann einem Herrn die Hand zum Aussteigen, den er jetzt mit besonderer Artigkeit die Treppe hinauf führt. Es ist dies ein deutscher Gelehrter, der Amerika bereist, und zugleich ein engerer Landsmann von Herrn Maurer, der sich ihm vor Kurzem als solcher in seinem Hotel vorgestellt hatte und die Hoffnung darauf baute, den berühmten Mann photographiren zu dürfen. Wie oft nun auch der überall freudig empfangene Mann sich dem unterziehen mußte, konnte er doch dem Landesgenossen die Bitte nicht abschlagen, und zu diesem Zwecke hatte ihn jener persönlich in seinem Wagen abgeholt.

Herr Maurer führte den Herrn in ein Zimmer, und während er selbst noch einige Augenblicke draußen beschäftigt war, sah sich der Professor in dem Atelier um und betrachtete die Menge von Gegenständen, welche

herumstanden, um bei den Aufnahmen verwendet zu werden, die hohen Gewächse in kostbaren Gefäßen, die Vasen, Statuetten, Tische und Sessel mit kunstvoller Schnitzerei; dann glitt sein Blick über die zahlreichen großen und kleinen Bilder, die an den Wänden hingen, bis er plötzlich auf einem halb lebensgroßen Bilde haften blieb, welches ohne Zweifel meisterhaft genannt werden konnte. Doch fesselte den Beschauer noch weit mehr der Gegenstand des Bildes, welches einen ärmlich gekleideten Bauernjungen vorstellte, der mit kecken Augen aus dem Rahmen herausah; eine Mütze bedeckte den von langen Haaren umwallten Kopf, in der rechten Hand hielt er einen Knotenstock, und am linken Arme trug er einen Korb mit Kräutern.

311

Erröthend sah der Photograph, der eben eintrat, die Aufmerksamkeit, welche sein Besucher dem Bilde schenkte, der sich bei seinem Nahen nun rasch mit den Worten nach ihm umwendete: »Dieses Bild ist mir nicht fremd; wo habe ich es nur schon gesehen – kleiner zwar, unscheinbarer, aber diesem hier ganz ähnlich?«

»Es ist mein Bild«, sagte Herr Maurer lachend, »genau so sah ich aus, als man mich noch daheim in Zwingenberg den ›kleinen Vagabunden‹ nannte, der ich auch wirklich zeitweise geworden bin.«

»Ach, nun erklärt sich Alles«, rief der Professor, »ich sah das Bild in Zwingenberg im ›goldnen Löwen‹, wo es manches Jahr unter dem Spiegel hing, und Sie sind also der Ausreißer, welcher Photograph werden wollte, und dessen traurige Geschichte die gute Frau Wirthin ihren Gästen mehr als einmal kläglich vorerzählte?«

»Hängt denn das Bild noch dort?« fragte Philipp, wie wir den alten Bekannten wieder nennen wollen, mit einiger Spannung.

»Dies kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, man gewöhnt sich an solchen Anblick und achtet zuletzt nicht mehr darauf. Im ›goldnen Löwen‹ hat sich ja auch seither mancherlei verändert.«

Philipp ging aufgeregt im Atelier auf und nieder: »Wie wunderbar sich das trifft; ich war so glücklich, Sie, Herr Doctor, aufnehmen zu dürfen, und nun erwecken Sie mir auch noch die alten Jugenderinnerungen, die ich längst vergessen und begraben wähnte. Sie haben mir die Ehre zugesagt, nachher den Lunch mit mir zu nehmen, darf ich dann noch ein wenig nach den alten Bekannten fragen?« – »Warum nicht?« antwortete der Professor, »fangen wir nur gleich an, um keine Zeit zu verlieren, denn auch Sie müssen mir etwas von ihren Schicksalen berichten, und wie Sie schließlich noch Lichtmaler geworden sind.«

312

Philipp gab strengen Befehl, jeden ferneren Besuch abzuweisen, und bald, nachdem die Aufnahme zur Zufriedenheit gelungen war, saßen beide Herrn im Speisezimmer bei einem leckeren Frühstück, welches Philipp jedoch kaum berührte, so versunken war er in die Mittheilungen, die ihm der Gast über Frau Martha und ihre Kinder gemacht. Nach den eignen Geschwistern hatte er nicht zu fragen; waren sie doch gleich nach der Mutter Tode zu entfernt wohnenden Verwandten gekommen, und dann hatte sie Philipp, als es ihm selbst gut ging, mit diesen nach Amerika kommen lassen, wo sie als Farmer angesiedelt waren. Um so mehr war sein eignes Andenken in Zwingenberg verschollen.

Nachdem er Alles vernommen, was der Professor wußte, begann er seine Mittheilungen über sich selbst und erzählte, wie glücklich er anfänglich in Italien gewesen, trotz der Gewissensbisse, die ihn oft gepeinigt. Er habe geschwelgt in der Schönheit des Landes und auch der Kunstschatze, für die sein ungeübtes Auge sich überraschend empfänglich zeigte. »Auch mit der Hand würde es gegangen sein, sie war nicht ungeschickt zum Zeichnen«, fuhr er fort, »und ich übte mich, wo ich nur konnte, aber mein leichtsinniger Herr und Gebieter kümmerte sich nichts darum. Zuerst hatte er mir die Photographie verleidet, die er fortwährend einen langen Abklatsch der Wirklichkeit nannte, aber einen Künstler aus mir zu bilden, wie er es mir versprochen, fiel ihm gar nicht ein. Abermals und nach wie vor war ich wieder nichts als ein Handlanger für Andere, wie zuvor – im ›goldnen Löwen‹, bei Herrn Rudolph und wieder hier, aber ich wollte und mußte doch endlich auch etwas für mich werden! Dabei gefiel mir das herumziehende Leben meines Gebieters, an den ich gebunden war, auf die Dauer gar nicht; er freilich arbeitete dabei, aber ich kam mir jetzt wirklich vor wie ein ächter Vagabund, und ich weinte oft heiße Thränen bei der Erinnerung an die Heimath und an Herrn Rudolph, bei dem ich, wenn auch langsam, am Ende doch wohl noch mein Ziel erreicht haben würde. Da lernte ich nach anderthalb Jahren in Sorrent, wo mein Herr gerade sich aufhielt, einen deutschen Kaufmann kennen, der als Vertreter eines englischen Hauses im Begriff war, auf eine Reihe von Jahren nach Indien zu gehen. Er hatte einen deutschen Diener bei sich, welcher schwer erkrankte, und konnte dessen Genesung nicht abwarten, weil er an einem bestimmten Tage in Triest sein mußte, um mit der Ueberlandpost zu reisen. Er schlug mir vor ihn zu begleiten, und da mein Herr Maler meiner vielleicht ebenso überdrüssig geworden, als ich seiner, ließ er mich ziehen.

Ich blieb fünf bis sechs Jahre in Indien, und gewann dort mit Hülfe meines guten, trefflichen Herrn ein kleines Vermögen, durch den Ankauf und Wiederverkauf jener kunstreichen Arbeiten in Elfenbein, Holz, Silber, Lack oder bunter Seide, welche die Chinesen und Indier so billig verkaufen, und die man in Europa so vortheilhaft wieder verwerthet.

Wie manchmal aber, wenn ich solch ein niedliches Körbchen oder eine bunte Malerei erhandelt hatte, dachte ich: Wenn ich dies doch meinem lieben, guten Gretchen schicken könnte! und in der That, als nun mein Herr wieder nach England zurückkehrte, hielt es mich auch nicht länger. Ich packte ein Kistchen voll mit Geschenken für meine Zwingenberger Freunde, denn ich dachte, nun sei ich ein gemachter Mann und könne trotz der Jugendsünde wieder dreist vor ihnen erscheinen. Aber ich sollte noch ernstlicher gestraft werden. Mein Herr reiste wieder mit der Ueberlandpost, ich aber zog der Ersparniß wegen die Reise mit dem Segelschiff um Afrika vor. An der Guineaküste lief unser Schiff auf einen Felsen, und wenn wir auch das Leben retteten, so war dies doch alles – mein Kistchen mit Geschenken, meine Banknoten, sie liegen drunten im atlantischen Ocean, und ich war gerade wieder so arm, als an dem Tage, da ich Herrn Rudolph heimlich verließ. ›Es ist die gerechte Strafe für deinen damaligen Leichtsinn. Nun, Philipp, fange noch einmal von vorn an!‹ so sagte ich mir selbst mit aufrichtigem Muthe, als ich ein englisches Schiff betrat, das einen Theil der Schiffbrüchigen nach New-York bringen wollte. Am meisten leid that es mir um Gretchen, ich hatte mir schon so lebhaft ihre Freude und ihren Dank vorgestellt!

Ich besaß nichts mehr als eine alte Briefftasche, welche ich mir um den Leib gebunden hatte, und die meinen Tauf-, meinen Heimathsschein, ein paar Goldstücke und die kleine, schlechte Photographie, die Sie kannten, enthielt; aber auf welches Ziel ich nun loszuarbeiten hatte, dies ward mir schnell klar, als ich in New-York mit Staunen sah, welche Fortschritte inzwischen die Lichtmalerei gemacht hatte, und zu wie vielen Dingen sie verwendet werden konnte. Ich bemerkte aber auch, wie sehr die Bilder noch durch entsprechende Anordnung vervollkommnet werden konnten, wie ihnen mehr Leben und größerer Ausdruck zu geben sei; diesen Scharfblick verdankte ich doch wohl meinem Vagabundenthum in Italien, und damit zum Theil die großen Erfolge, die ich hier habe. Mein Entschluß stand fest, doch noch um jeden Preis ein tüchtiger Photograph zu werden, und nachdem meine Bemühungen, in einem Atelier aufgenommen zu werden, erfolglos geblieben, verrichtete ich die schwersten und niedrigsten

Arbeiten, vor nichts zurückscheuend, bis ich genug erspart hatte, um mir einen Apparat aus zweiter Hand zu kaufen.

315 Mein Instrument war gering, um so größer mein Muth und meine Ausdauer, und die liebe Sonne leuchtete dieses Mal keinem Undankbaren. Mein erstes Atelier bestand in einer Bretterbude, mein Publikum zunächst nur aus Matrosen, Negern, Waschfrauen und Kindermädchen, die um billigsten Preis abconterfeit wurden. Aber ich arbeitete unverdrossen fort und fort, lernte durch die Erfahrung, ließ mir nichts Neues entgehen, was auf dem Gebiete der Lichtmalerei geleistet wurde, und bildete endlich meine Specialität heraus, die einestheils in der Anordnung der Bilder, anderntheils in der gewissenhaftesten Vertheilung von Licht und Schatten besteht, wodurch meine Bilder so lebendig und plastisch hervortreten. Als ich es so weit gebracht, hatte ich natürlich schon längst die Bretterbude verlassen, war von Stufe zu Stufe höher gestiegen, hatte mir die vorzüglichsten und kostbarsten Apparate aus München und Wien kommen lassen und siedelte dann endlich nach Washington über, ein, wie die Amerikaner sagen: »self-made man« – und bezeichnend genug ist dieses Wort in der That. Hier zu Lande heißt es: Schwimmen oder untergehen! und wollte man drüben in Europa so arbeiten wie hier, Alles anfassen, vor Nichts zurückschrecken, man könnte auch im alten Vaterlande sich derart in die Höhe arbeiten, wie es mir im neuen gelungen«.

»Ich wünsche Ihnen nochmals Glück dazu«, sagte der Gelehrte sich jetzt erhebend; »aber haben Sie denn keine Sehnsucht, sich wieder einmal nach der alten Heimath und den alten Bekannten umzusehen?«

»Ich dachte bis jetzt nicht daran«, erwiderte Philipp, »ich habe ja eigentlich drüben Niemanden mehr, der sich nach mir sehnte; indessen, seit ich die früheren Erinnerungen aufgefrischt, regt sich doch so etwas wie Heimweh in der Herzgrube, wer weiß darum, was geschieht!«

316 So trennten sich Beide, der Professor setzte seine Reise weiter fort, Philipp arbeitete nach wie vor, aber das Gefühl, das an jenem Morgen seine Brust bewegte, ward immer lebhafter. Als die Maiensonne zu leuchten begann, die Bäume blühten und die Frühlingsblumen dufteten, war ihm zu Muthe, als erlebe er dies nicht in Amerika, sondern daheim, so lebhaft standen stets vor seinem inneren Blick die hellgrünen Buchenwälder, die bräunlichen Nußbäume, die wogenden Saaten und das Silberband des Rheines. Es hielt ihn nicht länger, der alte Wandertrieb erwachte, er mußte wieder einmal dorthin, mußte den Blick von den Höhen des Melibokus und des Felsberges hinausschweifen lassen in die weite Rheine-

bene oder ihn in die lauschigen Thäler des Odenwaldes tauchen. Nichts fesselte ihn; sein Geschäft konnten die Gehülfen schon ein paar Monate lang allein besorgen – darum fort, schon mit dem nächsten Dampfer, der ihn nach vierzehn Tagen wohlbehalten nach Hamburg brachte, wo sein Fuß wieder deutsche Erde betrat. Er gönnte sich keine Rast; in raschem Fluge trug ihn das Dampfroß gen Süden den Bergen zu, und hoch schlug ihm das Herz, als jetzt der Schaffner rief: Station Zwingenberg!

Hier sah nun Alles aus, wie ehemals, die alten Häuschen, die Kirche auf der Höhe, die Weinberge, ja, die Gänse schienen ihn noch zu kennen, als sie gackernd auseinanderflogen, da er jetzt mit starken Schritten in die Dorfstraße einbog.

Auf dem Platze vor dem »goldnen Löwen« lag breit und glänzend die Sonne, und im Hause regte sich nichts, als er die Steintreppe hinaufschritt, nur hinten aus der Küche und vom Hofe her hörte man die Stimmen der Mägde und das Plätschern des Brunnens.

Er wendete sich nach dem großen Gastzimmer, und in diesem Augenblick kam aus der Hinterstube eine Frau heraus, das verjüngte Abbild der guten Frau Martha, so sauber, behaglich und frisch, wie sie in Philipps Erinnerung lebte. Es war Marie, die junge Wirthin, die freundlich nach Philipps Begehren fragte. Er bestellte einen Schoppen Wasser und ward feuerroth, als sie ihn lächelnd und fragend ansah, was ihm sein Versehen klar machte; »nein, Wein wollte ich sagen«, entschuldigte er sich rasch und folgte ihr dann in die Gaststube. Aber deren neuer Glanz ließ ihn gleichgültig, sein Blick flog nur hinüber nach dem Spiegel und suchte nach seinem alten Bilde. Vergebens, es war nicht mehr an seiner Stelle, und Philipp setzte sich mechanisch nieder, weil ihm auf einmal zu Muthe war, als läge ihm Blei in den Gliedern. »Vergessen, todt und vergessen!« murmelte er vor sich hin und bemerkte kaum, wie ihm die Wirthin mit einem freundlichen: Wohl bekomm's! den Wein hinsetzte. Es kam ihm auf einmal so ungemein thöricht vor, daß er Amerika, wo er eine Menge von Freunden besaß, verlassen, um hierher zu kommen, wo kein Mensch mehr nach ihm zu fragen schien.

Marie stand noch einen Augenblick zögernd, mit dem Gast ein paar freundliche Worte zu wechseln; als sie aber sah, wie er vor sich hinstarrte, wollte sie ihn nicht stören und verließ leise das Zimmer. Philipp stürzte ein Glas Wein hinunter, dann sprang er auf, riß den Hut vom Nagel und sagte: »Ich will hinauf in den Wald, der wird mich ja noch besser kennen, als die Menschen, und mit dem nächsten Dampfer geht es wieder heim-

wärts nach Amerika!« Den Stock schwingend ging der stattliche, hochgewachsene Mann rüstig den Bergweg hinan, und schon wollte er seitwärts durch die Weinberge abbiegen, da tönten fröhliche Kinderstimmen an sein Ohr. Er blieb einen Augenblick stehen: »In Frau Marthens Kinderstube ist es wieder lebendig; laß doch sehen, wer jetzt das Revier bevölkert«.

318 Mit diesen Worten wendete er sich nach links und schritt durch das verfallene Thor in den uns wohlbekanntem Schloßraum, der ganz so grün und lauschig, so erfüllt von Blumenduft und Vogelgezwitscher vor ihm lag, wie vor zwanzig Jahren. Drei rothbackige Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, nur kleiner als damals Frau Marthens Sprößlinge gewesen, tummelten sich lustig im Grünen und jagten mit so tollem Geschrei den Schmetterlingen nach, daß jetzt zwischen ihrem Jubel eine sanfte Warnungsstimme laut wurde. Auf den Baumstämmen, die dort lagen, saß ein großes, stattliches Mädchen mit Nähen beschäftigt, das fragend den Blick erhob, als der Fremde ihr näher trat. Dazwischen aber drängte sich die kleine Schaar: »Tante Gretchen, gib uns jetzt zu essen!«, und mit freundlichem Wort reichte die Angeredete aus einem Körbchen jedem ein Butterbrod, mit dem sie sich jubelnd wieder entfernten.

Tante Gretchen! Nun, Philipp hätte kaum des Namens bedurft, um nicht an dem krausen Haar, dem freundlichen Blick, der blauen Augen und dem lieblichen Ton der Stimme seine kleine Jugendfreundin zu erkennen. Er begrüßte sie jetzt höflich, bat um die Erlaubniß einen Augenblick hier ausruhen zu dürfen, sprach dann von der Gegend und gab nach und nach zu erkennen, daß er früher hier nicht ganz fremd gewesen, nun aber lange nicht mehr die Bergstraße besucht habe. »Ich kann mich indessen noch auf Alles recht wohl besinnen«, fuhr er fort, »ich war als Kind öfter im goldnen Löwen«.

»Wirklich?« rief Gretchen; »ich bin ja die Tochter aus dem Hause, und die Kinder dort gehören der Marie, die jetzt mit ihrem Manne die Wirthschaft führt; da müßt Ihr uns doch wohl auch gekannt haben«.

»Ja wohl, kann sein«, antwortete Philipp gleichgültig, »dies vergißt sich; aber an Eines kann ich mich noch sehr gut erinnern, an ein Bild, welches in dem Gastzimmer unter dem Spiegel hing und einen kleinen Betteljungen vorstellte. Es war ein ganz schlechtes Lichtbild, aber man sah damals solche Bilder noch selten, und darum wurde es von den Erwachsenen oft betrachtet und besprochen, was ich dann so mit anhörte. Als ich vorhin meinen Schoppen unten trank, sah ich mich gleich nach dem Bilde um, es fiel

mir wieder ein, weil ich selbst Photograph bin; aber es ist jetzt natürlich verschwunden«.

Während der Fremde sprach, hatte Gretchen den Blick nicht von ihm verwendet, die Stimme kam ihr so bekannt vor, auch der Zug um den Mund, aber sie wußte sich doch nicht zurecht zu finden; als er jetzt des verschwundenen Bildes erwähnte, lachte sie hell auf und rief: »Das Bild ist noch da, und es stellt keinen Betteljungen vor, sondern einen ganz braven Knaben, der täglich mit uns Kindern spielte. Darum ließ ich auch sein Bild nicht zu Grund gehen, sondern habe es hier in meinem Nähkasten aufgehoben. Ihr könnt es also noch sehen!« Damit schlug sie den Deckel des Kastens zurück, kramte die Zeugstücke heraus und holte endlich Philipps alte Photographie hervor. Dieser konnte sich aber nun nicht länger halten, die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen, und schluchzend rief er: »Gretchen, kennst Du denn den Philipp nicht mehr?« Da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen, sie sprang auf, und dann faßten sie einander um den Hals und weinten wie die Kinder. Erst das Erstaunen der wirklichen Kinder brachte sie wieder zu sich; im Sturmschritt ging es jetzt den Berg hinunter, bald lachend, bald weinend, und schon von Weitem rief Gretchen der Schwester zu, die oben auf der Treppe stand: »Ei, sieh doch, Marie, der Philipp ist wieder da, und Du hast ihn nicht einmal erkannt!«

Nach zwei Minuten saß der beglückte Philipp in der Hinterstube neben Frau Marthens Sessel, hielt ihre Hände in den seinen, war aber kaum im Stande, seine Freude in Worte zu fassen, ebensowenig, wie er etwas von der Mahlzeit genießen konnte, welche Gretchen nun freudestrahlend vor ihm auftrug, nach und nach in ihrer Aufregung so viele Schüsseln herbeibringend, daß eine große Gesellschaft daran genug gehabt hätte. Als sie dann selber merkte, wie viel sie hergerichtet, mußte sie hell auflachen, und Philipp stimmte so herzlich mit ein, daß auch Frau Martha und die Kinder angesteckt wurden, bis sich die allgemeine Lustigkeit in die Küche und in den Stall verbreitete, weil Mamsell Gretchen in ihrer Herzensfreude so lächerlich viel aufgetragen.

Wie ein Lauffeuer ging nun die Kunde von Philipps Wiederkehr durch das Dorf, und als sich am Abend die Gemüther einigermaßen beruhigt hatten, saß er auf der Bank vor dem Hause und erzählte den alten Schulkameraden von seinen Reisen und Schicksalen. Unterdessen schickte Gretchen Boten an die Brüder ab, sie auf den morgenden Sonntag mit Kind und Kegel einzuladen, denn der Philipp sei wieder da und seine

Rückkehr solle im »goldnen Löwen« hochgefeiert werden, wie einst die des verlorenen Sohnes.

So wurde es denn auch ausgeführt, und als sich am Abend nach einem frohbewegten Tage die ganze Familie in der Hinterstube um Frau Marthens Lehnstuhl versammelte, erzählte Philipp geordnet und der Reihe nach seine Erlebnisse, von denen man bis jetzt nur Bruchstücke vernommen hatte. Gretchen stand während dem wie festgebannt hinter dem Stuhle der Mutter, auf dessen Lehne sie die Arme stützte, während ihr Blick an Philipps Munde hing. Wie sie dies alles ergriff und erschütterte, was da an ihrem inneren Auge vorüberging, und wie dieses nun freudig aufleuchtete, als Philipp am Schlusse seiner Erzählung sein schönes Daheim in Washington schilderte, von den Freunden erzählte, die ihm dort weilten, und mittheilte, wie der Besuch des deutschen Gelehrten die alten Erinnerungen so mächtig in ihm erweckte, daß er durchaus die Heimath wiedersehen mußte. »Aber, wer weiß«, fuhr er dann aufspringend fort, »wenn das treue Gretchen mich nicht wieder erkannt, wenn sie mir nicht ein so gutes Andenken bewahrt hätte, ob ich dann nicht wieder gegangen wäre, wie ich kam. Sie hat auf mich im Guten vertraut, und wahrlich, wie viel ich auch erlebt und durchgemacht, ich habe mir nichts Schlechtes vorzuwerfen, ich war ein klein wenig ein Vagabund, aber stets ein ehrlicher und fleißiger, wohin das Schicksal mich auch warf. Gretchen, liebes Gretchen, nimm einmal die Hände von den Augen, und sieh mir in's Gesicht, damit ich Dir sagen kann, daß ich nur noch den einen Wunsch habe, Du mögest es jetzt auch einmal mit dem Vagabundenthum versuchen und mit mir bis Amerika vagabundiren, wo mein nettes Haus schon seit lange auf eine deutsche Hausfrau wartet«. Er trat bei diesen Worten zu Gretchen, nahm ihr die eine Hand von den Augen und führte sie vor Martha:

»Liebe, gute Frau Martha, wollt Ihr mir Euer Gretchen zur Frau geben?«

»Ja, Philipp, wenn sie will«, erwiderte Frau Martha; »die ist aber gar apart, sie wollte nie etwas vom Heirathen hören!«

»Jetzt will sie aber!« rief die Schelmin mit heller Stimme, indem sie die Hand von den Augen zog, in denen es von Thränen blitzte, welche der lachende Mund und die Grübchen in den Wangen Lügen strafte, »ich war ja doch dem Vagabunden immer gut, so lange ich denken kann, so will ich denn in Gottes Namen seine Frau Vagabundin werden!« –

Sechs Wochen später war wieder ganz Zwingenberg auf den Füßen; ein stattliches Brautpaar, von einem langen Zuge geleitet, schritt die

Bergstraße hinan zur Kirche – es waren Philipp und Gretchen. Oben jedoch hielten Alle wie verabredet einen Augenblick still, da stand ein schwarzer Kasten und dahinter ein junger Mann, der Sohn des Photographen Rudolph, der nahm den ganzen Hochzeitszug auf, wie er es Philipp versprochen hatte.

Das junge Paar langte dann rechtzeitig und wohlbehalten in Washington an, und wer etwa von unseren jungen Lesern und Leserinnen dahin kommt, der versäume nicht, das berühmte Atelier von Herrn Philipp Maurer zu besuchen und sich bei ihm vom Sonnenlicht malen zu lassen.

322

Die Fee von Argouges

Normännische Sage

Der Ritter von Argouges wohnte auf dem Schlosse seiner Väter, in der Nähe der alten Stadt Bayeux, und trieb da all' die Kurzweil, die einem hochgeborenen Herrn erlaubt und angenehm ist. Er war tapfer, schön, gewandt und in allen ritterlichen Künsten wohl erfahren. Obgleich er grade nicht an übergroßer Bescheidenheit litt, schien es ihm doch seit einiger Zeit, als ob ihn bei seinen Unternehmungen eine höhere Kraft unterstütze und lenke. Erst in der jüngsten Zeit war ihm die Besiegung eines furchtbaren Riesen, der die ganze Gegend unsicher machte, gelungen, und noch in der Erinnerung dünkte es ihm fast unmöglich, daß er dessen Keulenschlägen hatte entgehen können. Mein Gott, der Ritter hatte eben Glück, und war wenigstens so ehrlich, sich dies selber zuzugestehen.

Eines Tages, – es war im Juli, aber ein köstlicher Seewind lähmte die Kraft der Sonne, die breit und golden auf dem saftigen Grün der Wiesen lag und in lichten Scheiben durch die verschlungenen Aeste einer Lindenallee fiel – durchritt der Herr von Argouges diese Allee langsam, um sich zur Jagd in den nahegelegenen Wald zu begeben.

Da erhob sich am Ende der Allee eine goldglänzende Staubwolke, die näher und näher kam, bis aus dem Rahmen eine Gestalt nach der Andern klar und deutlich hervortrat. Dem Ritter vergingen fast die Sinne, als er nun sah, wie eine Schaar von zwanzig Frauen, so schön, wie er noch keine gekannt, ihm auf prächtigen, schneeweißen Rossen entgegenkam. Sie trugen lange, grüne Jagdgewänder, ein grünes Hütchen mit weißer wallender Feder auf den blonden oder braunen Locken und ein silbernes Hüftorn an der Seite. Als sie den Ritter gewahrten, blickte die eine schelmisch, die andere stolz, die Dritte schlug die Augen nieder – aber sie hätten sich alle diese Mühe ersparen können, denn er hatte nur Augen für die Eine, die an der Spitze des Zuges ritt, und die Uebrigen, wie unmöglich dies auch fast erschien, doch noch weit an Schönheit übertraf. Sie war frisch und blühend, wie das Land, dem sie entstammte, und recht eigentlich das Urbild seiner starken kräftigen Frauen. Wie der sonnendurchglühte Apfel am Baume, so blühte die Wange, welche die nußbraune Locke umflog und dem Meerschaume, mochte das glänzende Weiß der Stirne entwendet sein, unter der die braunen Augen hell aufblitzten.

Der Herr von Argouges war ehrerbietig zur Seite geritten, den königlichen Zug vorüberzulassen, und sein Blick hing unverwandt an dessen Führerin.

Da, als sie dicht vor ihm war, zog sie den goldnen Zügel ihres Rosses scharf zurück, daß es hoch aufbäumte und sagte mit einer Stimme, die voll und lieblich klang, wie der Ton einer silbernen Glocke: »Mein Herr Ritter, wollt Ihr mir erlauben, mit meinem Gefolge in Eurem Forste zu jagen, und wollt Ihr uns dahin begleiten?«

Der Herr von Argouges war wie verzaubert; er nickte stumm, lenkte seinen Rappen an die Seite der schönen hohen Frau, und nachdem sie noch einen langen Blick miteinander getauscht, setzten sich ihre Pferde in Bewegung. Schneller und immer schneller, wie von der Erde losgelöst, flogen sie dahin über den Wiesenplan, über Gräben und Hecken, und hinein in den Wald. Aber die schattige Kühle, die er ausathmete, vermochte die Gluth, die Beider Herzen schon erfüllte, nicht mehr zu dämpfen. Ohne Rast flohen sie tiefer und tiefer in das grüne Dickicht, bis sie den Blicken ihres Gefolges vollständig entschwunden waren. Schon lange hatten die Schelmische, die Stolze, die Sittsame und alle Uebrigen ihren Lauf gemäßigt – diesem Ritte war weder bei- noch nachzukommen, und Eine nach der Andern blieb zurück, ihre Königin dem Schutze des Herrn von Argouges überlassend.

326

Diese war in der That wohl aufgehoben; dort wo die Quelle zwischen weichem Moose über glatte Kiesel sprang und ein Kranz von Buchen die breiten Aeste zu einem grünen Dome ineinander flocht, saß die schöne Frau auf einem moosbewachsenen Felsen und fächelte sich die heiße Wange mit einem Buchenzweige, zwischen dessen Blätter nun ihre Augen so goldne Lichter spielen ließen, wie vorhin die Sonne zwischen den Zweigen der Lindenallee. Der Ritter war auch vom Pferde gesprungen, hatte sich der schönen Dame zu Füßen geworfen, sog die gefährlichen Sonnenblicke immer tiefer in das Herz hinein und seufzte laut.

»Was fehlt Euch, Herr Ritter?« fragte die stolze Frau mit freundlichem Lächeln. »Ihr, der tapferste aller Ritter, Ihr, der Ihr erst kürzlich den Riesen besiegtet, Ihr liegt hier wie ein kleiner Knabe, dem man sein Spielzeug genommen.«

»Himmlisches Wesen«, seufzte der Ritter mit bebender Stimme, »holdselige Frau, Deine Schönheit wirft mich tiefer in den Staub, als ich dem Riesen oder einem anderen meiner Gegner gethan!«

»Du sprichst schön«, antwortete die Dame, die Augen niederschlagend, »und ich fühle es am Klopfen meines eigenen Herzens, daß Du die Wahrheit redest!«

Der Ritter seufzte nun nicht mehr, mit einem Freudenschrei sprang er auf seine Füße und ließ sich auf den Felsen neben seiner schönen Freundin nieder.

»Also wirklich – Du liebst mich?«

»Ich liebe Dich!«

»Ach, welch' ein Glück!«

327

Der Ritter umfaßte die schöne Dame und drückte sie an sein Herz, aber sie machte sich los und sagte, seine beiden Hände mit ihren weißen Fingern umschließend:

»Höre erst, o mein Geliebter, was ich Dir zu sagen habe: Ich bin keine gewöhnliche Sterbliche.«

»Nein, eine Göttin, ein Engel, eine Fee«, rief der verliebte Ritter.

»Du hast es errathen«, sagte sie sanft, »ich bin wirklich eine Fee, die Dich schon lange zärtlich liebt. Mit der überirdischen Kraft, die Dich seit einiger Zeit beseelt, habe ich Dich ausgerüstet, und so groß ist meine Liebe zu Dir, daß ich allen Freuden und Genüssen des Feenlebens entsagen, Dir nach Deinem Schlosse folgen und Deine Gattin werden will!«

So demüthigend für den Ritter auf der einen Seite die Entdeckung war, daß nicht er allein den Riesen besiegt, so schmeichelhaft war hingegen das Bewußtsein, von einer Fee geliebt zu werden. Da seine Hände gefangen waren, so drückte er einen heißen Kuß auf die Stirn seiner geliebten Fee und schwur ihr ewige Treue.

»Dieses Schwures bedarf es nicht«, sagte sie lächelnd, »es ist meine Aufgabe, Deine Treue ohne solchen festzuhalten, wohl aber mußt Du mir schwören, niemals in meiner Gegenwart das Wort ›Tod‹, auszusprechen. Sobald Du es thust, muß ich Dich auf ewig verlassen.«

»Sonst nichts?« rief entzückt der Ritter. »Wie soll ich an den Tod denken, wenn ich Dich, mein Leben, bei mir habe? Ich schwöre Dir bei allen Mächten der Ober- und Unterwelt, daß dieses Wort niemals meinen Lippen entschlüpfen soll!«

Nun ward der Bund geschlossen, man sank einander entzückt in die Arme, und nach einer Weile ward beschlossen, den Heimweg wieder anzutreten.

Wie lange dieser währte, weiß Niemand; langsam ritt man durch den mondbeglänzten Abend, hielt an, um sich in die Augen zu sehen und

süße Worte zuzuflüstern, und kam endlich im Schlosse von Argouges an, wo am nächsten Tag die Hochzeit mit aller erdenklichen Pracht und Lustbarkeit gefeiert wurde.

328

Das Glück des schönen, stolzen Paares war vollkommen und wurde selten durch kleine Zwischenfälle gestört. Die liebenswürdige Frau von Argouges faltete bescheiden ihre Schwingen zusammen, um den Gemahl ihre feenhafte Ueberlegenheit nicht empfinden zu lassen, und der Ritter gewöhnte sich nach und nach an das berauschende Bewußtsein, eine Ueberirdische zur Gemahlin zu haben. Schöne, blühende Kinder belebten bald die sonst so stillen Räume des Schlosses, und in der ganzen Normandie war keine glücklichere Familie aufzufinden. Der Ritter hielt fest an seinem Schwure, obgleich ihm dies anfänglich schwerer fiel, als er selber dachte. Ein Ritter, der nicht fluchte, wäre eine so seltene Erscheinung, wie Schnee und Eis mitten im Sommer, und: »Tod und Hölle!« oder »Tod und Teufel!« das sind denn doch die echt adligen Ritterflüche, bei denen der Brustharnisch so herrlich rasselt, wie wenn man mit der Eisenfaust darauf schlägt. Aber der Herr von Argouges bezwang sich ritterlich; so oft ihm diese Kraftausdrücke auf die Zunge stiegen, und wenn sein belastetes Herz durchaus einer Explosion bedurfte, begnügte er sich mit einem einfachen »Donnerwetter!« oder mit einem andern plebejischen Fluche, den er seinen Knappen entlehnte.

Die finstern Mächte aber, die nimmer rasten, suchten auch dieses Glück feindlich zu zerstören. – Auf dem Nachbarschlosse des Herrn von Argouges sollte eine große Hochzeit gefeiert werden, zu der man von weit und breit die vornehmsten Gäste geladen hatte. Daß der Ritter mit seiner schönen Frau unter diesen war, versteht sich von selbst. Besonderes Interesse erregte das Fest durch die große Schönheit der jugendlichen Braut, die in dem weißen Atlasgewande, mit dem Schleier und dem Myrthenkranz geradezu wie ein Engel aussehen mußte.

Die Frau von Argouges fühlte sich durch diese Betrachtung weniger erbaut; bis dahin war sie überall, wo sie erschien, unbestritten die Schönste gewesen – sollte ihr nun dieser Rang entgehen? Sie beschloß daher, auf ihre Toilette eine Mühe zu verwenden, wie nie zuvor. Schon seit Wochen bewegte ihr überirdisches Herz die inhaltschwere Frage: »Welches Kleid werde ich anziehen? Das weiße, das die Elfen aus Mondesstrahlen gewoben, oder das himmelblaue aus Aetherduft gebildete, oder das duftige Rosengewand von Nebeln, welche die Abendröthe angehaucht, oder das seegrüne Kleid, gewirkt aus der spiegelglatten Fläche des

329

Oceans?« Weiß – das ging nicht! diese Farbe trug die Braut! Blau – keine rechte Abendfarbe! Rosa – zu mädchenhaft! Seegrün – dies paßte und war zugleich das Neueste!

Der verhängnißvolle Tag erschien, und schon frühzeitig zog sich die schöne Frau in ihr Gemach zurück, ihre Toilette zu beginnen. Der Gemahl begleitete sie bis an die Thüre und sagte, nach einem zärtlichen Abschiedskuß, in etwas gedrücktem Tone: »Nicht wahr, mein Liebchen, Du läßt mich nicht zu lange warten?« Man konnte merken, daß hier ein wunder Fleck war, den er mit demüthiger Scheu berührte. »Sei ohne Sorgen«, antwortete sie, »ich bin in einer Viertelstunde fertig!«

Der Ritter mochte der Viertelstunde nicht ganz trauen, denn er befahl seinem Knappen, die Pferde nach zwei Stunden bereit zu halten.

Im Toilettenzimmer begann die Arbeit. Die Kammerzofen der Frau von Argouges kämmten ihr die langen, braunen Locken und durchflochten sie auf die kunstreichste Weise mit köstlichen Perlen. Aber sie war nicht damit zufrieden; kaum waren sie fertig, als sie erklärte, dieser Kopfputz sei unerträglich steif, sie wolle weiße Rosen haben, und mit diesen müsse auch das grüne Kleid geschmückt werden. Die Zofen flogen hinab in den Garten, kamen mit prachtvollen Rosen zurück und vollbrachten neue Wunder der Geschicklichkeit. Als sie eben fertig waren, wurden die prächtig geschmückten Pferde des edlen Paares vor die Schloßstreppe geführt; denn die zwei Stunden waren verflossen, und der Ritter pochte an die Thüre und fragte bescheiden, ob seine Gemahlin bereit sei.

330

»Keineswegs!« lautete etwas ärgerlich die Antwort der schönen Frau, indem sie die weißen Rosen wieder aus den Locken riß. Zu ihren Kammerfrauen gewendet, fuhr sie fort: »Ich kann mich so nicht sehen; ich bin wie eine geschmückte Leiche; geschwind das rothe Kleid herbei, grün steht mir heute gar nicht!«

Während der Ritter ungeduldig im Nebensaale auf- und niederschritt, wurde das grüne Kleid ausgezogen und das rothe geholt. Es stand ihr herrlich; aber nun konnte die Frau von Argouges sich nicht entscheiden, ob sie eine weiße oder rothe Schärpe um ihre schlanke Taille binden solle. Der Ritter ging, um nach der Uhr zu sehen. Welche Vortheile bot doch die alte Zeit! Jetzt reißt ein ungeduldiger Gatte die Uhr in einer Stunde zehnmal aus der Westentasche; der Ritter mußte erst hinunter in den Garten gehen und die Sonnenuhr aufsuchen. Ihre Zeiger warfen lange Schatten; die Hände geballt, stieg er wieder hinauf an die verhängnißvolle Thüre: »Bist Du noch nicht fertig? wir müssen fort«.

Zähneknirschend trat der Ritter an das Fenster, die Pferde scharrten den Boden und bäumten sich, in seinem Herzen bäumte sich gleichfalls ein wilder Zorn; die schöne Frau aber stand ruhig vor ihrem Spiegel, hielt sich prüfend blitzende Demantschnüre an die Locken und befahl endlich ihren Zofen, sie damit zu schmücken. Der Ritter raste an der Thüre.

»Bist Du noch nicht fertig? Ich gehe allein!«

»O, es ist schändlich, wie Du mich behandelst! Wenn Du nur eine Minute auf mich warten sollst, so ist es Dir zu viel!« Sie hätte gern geweint, wenn dies den Glanz ihrer schönen Augen nicht beeinträchtigt hätte. Erschöpft, seiner Sinne kaum noch mächtig, sank der Herr von Argouges in einen Sessel.

331

»Nun hole mir noch eine volle Purpurrose«, sagte indessen seine reizende Quälerin zu ihrer Zofe. Die Rose kam, sie wurde am linken Ohre befestigt – noch einen Blick in den Spiegel, die schöne Fee war mit sich zufrieden; sie konnte es nun mit der jüngsten und schönsten aller Bräute aufnehmen.

Der Ritter hatte unterdessen alle Stadien des Zornes und der Wuth durchlaufen und war auf dem Gipfel der Verzweiflung, bei der Ironie, angekommen, als seine liebeizende Gattin ihm nun entgegentrat. »Schöne Dame«, sagte er mit kaltem Tone und seines Schwures vollständig vergessend, »Ihr brauchet wahrlich so viel Zeit, um Euch schön zu machen, daß man Niemand besser als Euch nach dem Tode schicken könnte!«

Ein furchtbarer Schlag erschütterte das Schloß in seinen Grundvesten, tiefe Finsterniß umgab den Ritter, und als sie gewichen, und er wieder zu sich selbst kam, war seine geliebte Gemahlin auf ewige Zeit verschwunden. Er hatte das entsetzliche Wort ausgesprochen, das sie nicht hören konnte.

Die einzige Spur, die sie von sich zurückließ, war der Abdruck ihrer zarten Hand auf dem Schloßthore; in stillen Nächten aber, da wimmert es heute noch leise und klagend durch die Gärten und Hallen des Schlosses von Argouges: »Tod! Tod!« –

So grausam, aber gerecht wurde der Mann gestraft, der seiner Gemahlin das unschuldige Vergnügen, sich nach Lust und Laune zu putzen, nicht gönnen mochte. Indessen scheint es uns doch ein großes Glück zu sein, daß heutigen Tages die Frauen, die zu lange Toilette machen, nicht mehr kraft des männlichen Zornes zu verschwinden brauchen; denn wir fürchten, es würde da gar manche Fee von Argouges ruhelos zwischen Himmel und Erde umherirren.

332